DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 3

DM 1,-

Österr. S 7,–; Schweiz Fr. 1.20
Schweden Kr 1.75 inkl. moms;
Italien L 200; Spanien Pts 25
Printed in Germany

ATTACKE DER UNTOTEN



Nr. 3

Attacke der Untoten

Das blonde Mädchen mit den grünen Haarschleifen zeigte begeistert nach vorn.

»Grandpa, sieh mal das Haus! Da wollen wir hingehen.«

Jenifer Henderson wollte schon auf das düstere Haus, das halbversteckt hinter verwachsenen Bäumen stand, zueilen.

»Nein, Jenny, nicht!« Die Stimme ihres Großvaters klang so scharf, daß die Zwölfjährige zusammenzuckte. Die Rechte des Alten umklammerte ihren Arm.

»Au, du tust mir weh!«

»Sorry. Das wollte ich nicht.« Er zog die hübsche Enkelin an sich und lächelte. Jenifer war schon einige Jahre lang nicht mehr hiergewesen. Wenn man aus einer Stadt wie San Francisco kam, dann war man verrückt nach Natur und steckte voller Unternehmungsgeist. »Das Haus ist nichts für uns. Da gehen wir schön dran vorbei und bleiben auf dem Weg.«

»Warum, Grandpa?«

»Man erzählt sich so allerhand über den Mann, der dort wohnt«, wich der alte Mann aus.

Böse Zungen behaupteten, den zurückgezogen lebenden Bewohner des Hauses als Werwolf und riesige Fledermaus in den nahen Wäldern gesehen zu haben. Wenn die Dunkelheit über das Land kam, war es besser, sich nicht mehr hier aufzuhalten.

»Er ist ein Warlock«, erklärte Francis Henderson abschließend und fuhr sich mit einer nervösen Bewegung durch das dichte, graue Haar. »Wir sollten uns jetzt beeilen, Jenny. Es dämmert schon.«

Francis Henderson faßte das Mädchen fest bei der Hand und ging den Weg bergab. Rund drei Meilen entfernt lag die kleine Farm, die er bewirtschaftete.

Die Schatten wurden dichter. Die Bäume schluckten das letzte Licht.

Jenifer blickte sich mehr als einmal zu dem einsamen Haus auf der Anhöhe um.

»Hörst du es, Grandpa?« flüsterte sie plötzlich und blieb stehen.

In das Säuseln des Windes mischte sich das virtuose Spiel eines Klavierspielers. Eine sanfte, wehmütige und klagende Melodie wehte durch die Luft.

»Komm!« drängte der Alte. Seine Stimme klang angsterfüllt.

Er ahnte nicht, daß er gerade durch sein Verhalten die Neugierde der Zwölfjährigen noch mehr angestachelt hatte.

*

Jenifer Henderson konnte in dieser Nacht kein Auge schließen.

Sie träumte von einem satanisch aussehenden Mann, der die Tür

des düsteren Hauses öffnete und sich – von Flammen umhüllt – in einen Teufel verwandelte. Sekunden später wurde ein Werwolf, dann eine riesige Fledermaus aus ihm, die mit lautlosen Flügelschlägen über die Bergkuppen streifte, auf der Suche nach Nahrung.

Der Traum verfolgte sie in den folgenden Tagen. Ihre Gedanken waren abwesend. Sie erfüllte die Arbeit in den Ställen und auf den Feldern, auf die sie sich bei ihrer Ankunft so gefreut hatte, nur mit halbem Herzen.

Zwei Tage später vergaß sie den Traum, als sie dabei sein durfte, wie ein Kalb geboren wurde. Sie rief in San Francisco an und teilte ihren Eltern ihr Erlebnis mit.

Am späten Nachmittag ritt sie allein auf Sindbad über das hügelige Land. Ihr Großvater hatte zwei Herren empfangen und verhandelte mit ihnen wegen einer Zusatzlieferung von Rindern.

Eigentlich beabsichtigte Jenifer nicht zu dem einsamen, drei Meilen entfernt liegenden Haus zu reiten, das ihr Großvater ihr vorgestern bei einem ausgedehnten Spaziergang durch die herrliche, wilde Landschaft gezeigt hatte.

Warum tat Grandpa so geheimnisvoll? Wußte er nicht, daß es keine Hexen, keine Teufel, keine Dämonen und keine Warlocks gab?

Anfangs merkte sie gar nicht, daß sie dem Haus immer näher kam, daß sie den flachen Hügel umrundet hatte und nun direkt darauf zuritt.

Sie war so in Gedanken versunken, daß ihr auch entging, wie das Wetter umschlug. Aus dem Südwesten näherten sich ausgedehnte Wolkenfelder. Der Himmel überzog sich mit einer grauen Schicht.

Dann fing es an zu regnen. Die ersten Tropfen fielen sacht und wurden von dem dichten Blätterdach aufgefangen.

Erst als Wind aufkam und der Regen heftiger wurde, merkte Jenifer, daß sie naß wurde.

Sie mußte zurück. Das war ihr erster Gedanke.

Obwohl erfahren im Reiten, unterlief ihr jetzt ein folgenschwerer Fehler. Sie riß das Pferd zu hart herum.

Sindbad, ein prachtvoller schwarzer Hengst, wieherte, machte kleine trippelnde Schritte vorwärts, geriet zu weit an den abschüssigen Wegrand, trat mit dem linken Bein ins Leere und verhakte sich in einer aus dem Boden ragenden Wurzel.

Jenifer überblickte die Situation zu spät. Sie war im Glauben, daß Sindbad den Abhang hinunterlaufen wollte.

Sie reagierte falsch.

»Zurück, Sindbad!« Sie zerrte an den Zügeln. Sindbad warf den Kopf in die Höhe. Sein rechts Bein knickte um, und er fiel mit seinem ganzen Gewicht nach vorn.

Geistesgegenwärtig ließ Jenny sich aus dem Sattel gleiten, um

nicht unter dem Leib Sindbads begraben zu werden.

Der Regen prasselte hernieder. Das Fell des Hengstes war im Nu durchnäßt. Jenifer sorgte sich nur um das Pferd. Es lag mit angehobenem Kopf und geblähten Nüstern da, aber es war nicht imstande, aus eigener Kraft auf die Beine zu kommen.

Hatte Sindbad sich ein Bein gebrochen?

Jennys Blick irrte umher, blieb an dem einsamen düsteren Haus zwischen den Bäumen hängen.

Dort konnte sie Hilfe erwarten.

Sie begann zu rennen. Mit keinem Gedanken dachte sie an die Warnung von Francis Henderson. Sie hatte das geheimnisvolle Getue sowieso niemals ernstgenommen. Jenifer war viel zu frei erzogen worden, eine richtige Stadtpflanze, die nur an das glaubte, was sie sehen und greifen konnte.

Sicherlich gab es im Haus ein Telefon.

Dann konnte sie Grandpa anrufen und ihm sagen, was mit Sindbad passiert war.

Sie rannte, so schnell sie konnte, querfeldein den Berg empor. Ein schmaler Trampelpfad führte wie eine Schlange gewunden zum Haus empor. Beim Näherkommen entdeckte sie, daß das Haus größer war, als es von unten her den Eindruck erweckte.

Jenifer erreichte die Tür, wischte sich über ihr nasses Gesicht, strich die nassen Haare aus der Stirn und klopfte heftig an.

Eine Klingel gab es nicht.

Der Wind riß an den losen Fensterläden, die klappernd gegen die Hauswand schlugen.

»Hallo?« rief Jenifer in das Rauschen des Regens und das Pfeifen des Windes, der hier oben auf der Anhöhe empfindlicher heulte als weiter unten zwischen den Bäumen.

Niemand antwortete.

Jenifer legte die Hand auf die Klinke, um auszuprobieren, ob abgeschlossen war.

Aber dies war nicht der Fall.

Also war doch jemand zu Hause. Es hatte sie nur niemand gehört, weil Regen und Wind und das Klappern der Fensterläden zu laut waren.

Jenifer klopfte noch einmal heftig an, während sie schon die Tür einen Spalt breit aufdrückte und in eine dämmrige, verrußte Stube blickte.

Die einfache Einrichtung, das zerschlissene Sofa, der offenbar aus Baumstämmen zusammengezimmerte Tisch – das alles imponierte ihr. Sie hatte eine Schwäche für altmodische Dinge. Auf dem Kaminsims stand ein alter Zinnwecker, der schon mehr als ein Jahrhundert die Zeit angegeben hatte und auch jetzt noch funktionierte. Die breiten,

schwarzen Zeiger hoben sich von dem vergilbten Zifferblatt ab, auf dem außer den Zahlen noch in verschnörkelter Schrift der Name Big Ben und die Jahreszahl 1843 zu lesen waren.

Das Geräusch des tickenden Weckers erfüllte das Innere der verlassenen Hütte.

Jenifer blickte sich suchend um, rief auch mehrmals.

Nicht eine einzige Sekunde lang empfand sie Angst.

Das Innere der Hütte erinnerte sie irgendwie an ein altes Westernhaus, wie sie es schon im Fernsehen und im Kino gesehen hatte. Es war nicht sehr sauber. Auf dem Kaminsims und auf den primitiven Regalen an der Holzwand lag fingerdick der Staub. In den Ecken hingen riesige Spinnweben herab.

»Ist hier denn niemand? Hallo? Mister?« Das Echo ihrer eigenen Stimme hallte in ihren Ohren.

Dann wieder Stille. Nur das Ticken der Uhr.

Jenifer ging quer durch den Raum. Mit einem Blick nach oben vergewisserte sie sich, daß es dort keine Deckenleuchte gab. Hier im Haus gab es keinen elektrischen Strom. Die Hoffnung, Grandpa Francis telefonisch zu erreichen, schwand dahin.

Aber das Mädchen hatte wenigstens ein Dach über dem Kopf.

Aber der arme Sindbad…

Das Mädchen warf einen Blick in den angrenzenden Raum. Dies war offensichtlich die Küche. Ein einfacher Schrank, Aluminiumtöpfe, altes Porzellan. Das Feuer im Ofen war erloschen. Aber es roch noch nach Rauch und einem starken Gewürz.

Auf dem Arbeitsbrett unterhalb des Fensters stand eine dicke halbheruntergebrannte Wachskerze. Daneben eine Schachtel mit Streichhölzern.

Jenifer Henderson riß ein Hölzchen an und entflammte die Kerze.

Das Mädchen ging zur nächsten Tür. Ein einfacher, kahler Raum, hier und da eine Kiste.

Jenifer mußte daran denken, daß es hier in der Gegend einmal Goldgräber gegeben hatte. Vielleicht stammte die Hütte noch aus jener Zeit. Ganz bestimmt sogar. Alt genug war sie.

Ob es in den Kisten Gold gab?

Es wurde ihr plötzlich ganz heiß.

Sie hatte mit einem Male eine ganz vernünftige und logische Erklärung für die Geschichte, die ihr Großvater nur angedeutet hatte.

Das hier war ein altes Goldgräberhaus, und es gab einen verborgenen Schatz darin. Zum Schutz, daß jedermann ihn in Ruhe ließ, wurde eine unheimliche Geschichte erzählt. Die einfachen Menschen hier auf dem Lande waren abergläubisch. Sie glaubten noch an Geister und…

»Iiiieeehhh!« Jenifer gab einen lauten Aufschrei von sich. Ein

riesiger Schädel stand vor ihr. Ein Bison. Im flackernden Licht wirkte der zottige Schädel noch gewaltiger und erschreckend lebendig. In den dunklen Augen spiegelte sich das Licht der Kerze.

Jenifer schüttelte sich. Sie war kreidebleich, fing sich aber sofort wieder.

Aber der nächste Schrecken kam sofort.

Mit einem dumpfen Knall schlug die Tür hinter Jenifer zu.

Das Mädchen wirbelte herum.

Sie war nicht mehr allein.

Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Dann blies ihr Gegenüber die Kerze aus, die sie in der Hand hielt. Es wurde pechschwarz.

*

In Birmingham, im Staate Alabama stand Susy Ames am Fenster ihres Zimmers.

Der Himmel war schwarz. Es regnete.

Die attraktive Vierundzwanzigjährige trug ein durchsichtiges Babydoll. Die Haut von Susy Ames war gleichmäßig gebräunt, ein Zeichen für häufige und intensive Sonnenbäder.

Das lange, goldschimmernde Haar lag weich und seidig auf den Schultern.

Susy Ames wohnte im fünften Stockwerk eines altmodischen und nicht sehr sauber wirkenden Hauses. Aber das störte sie nicht. Susy war auch die Sonnenseite des Wohlstands gewöhnt.

Hier in Birmingham hielt sie sich nur noch selten auf. Hin und wieder, damit ein paar alte Freunde sie besuchen konnten, die sich von dem Wiedersehen einige Stunden angenehmer und entspannender Unterhaltung versprachen.

Die Blondine mit dem Pfirsichteintgesicht lauschte in die Nacht.

Es fing schon wieder an.

Seit drei Monaten verfolgte sie diese Musik.

Immer dann, wenn sie sich hier in dieser Wohnung aufhielt, spielte jemand in der Straße Klavier.

Sie hatte bisher nicht herausgefunden, woher die Musik kam und wer der Spieler war.

Sie mochte keine Klaviermusik. Aber merkwürdigerweise mußte sie immer wieder diesen Tönen lauschen, als hätten sie ihr etwas zu erzählen.

Das war um so erstaunlicher, als sie überhaupt keine Musikfreundin war.

Von Mal zu Mal wurde der Wunsch stärker in ihr, denjenigen kennenzulernen, der sich zu vorgerückter Stunde ans Klavier setzte und bei geöffnetem Fenster spielte. Hier in der vom Verkehr

überhaupt nicht frequentierten Sackgasse kam in abendlicher Stille jeder noch so feine Ton voll zur Geltung.

Es war eine eigenartige, reizvolle und ergreifende Melodie, wehmütig und süß wie eine geheimnisvolle Droge.

Mit geschlossenen Augen stand Susy Ames regungslos am Fenster und erlag der verzaubernden Melodie. Sie wurde immer mehr davon überzeugt, daß diese Musik nur ihr galt.

Einiges sprach dafür. Hausbewohnern und Nachbarn war aufgefallen, daß nur während Susys Anwesenheit in dieser Straße der geheimnisvolle Klavierspieler zu hören war.

Sie nahm sich fest vor, morgen nachzuforschen, wer Interesse haben konnte, ihr auf diese Weise ein Ständchen zu bringen.

Benommen und verzaubert stand sie am Fenster, während der Regen monoton auf das Dach tropfte und leise rauschend in die Dachrinne lief.

Wie ein berauschendes Gift durchdrangen die wunderlichen Töne ihren Geist und ihre Seele, schwangen in ihr und sie fühlte sich seltsam erleichtert. Unwiderstehlich wurde sie von dem Wunsch besessen, auf den Klängen dieser Melodie dahinzuschweben.

Das war ein völlig absurder Gedanke.

Sie ertappte sich dabei, daß sie sich selbst nicht mehr begriff.

Für Sekunden, für eine halbe Minute war ihr eigener Wille wie gelähmt und völlig ausgeschaltet.

Ihre Seele und ihre Träume zerflossen, lösten sich auf in Myriaden von Partikelchen wie ein morbides Kleid am Haken. Susy Ames fühlte sich wie auf Wolken getragen. Diese Musik teilte ihr etwas mit, aber die Sprache der Botschaft verstand sie nicht.

Ihr Unterbewußtsein nahm die Töne auf. Sie wiegte den Kopf dazu, fing an, die Melodie mitzusummen – zuckte schlagartig zusammen.

»Ich bin verrückt«, murmelte sie, griff sich an den Kopf, strich durch ihr fülliges Blondhaar, in dem Männerhände so gern wühlten, und schloß das Fenster.

Aber die berückende und entrückende Klaviermusik blieb, verfolgte sie in den Schlaf, in ihre Träume, wisperte und klang in ihr wie eine Stimme.

Susy Ames konnte nicht wissen, daß vor zwei Tagen Francis Henderson und seine kleine Enkelin die gleiche Musik aus dem kleinen Haus auf der Anhöhe in der Nähe von Carbon Hill hörten.

*

Die enge Gasse lag dunkel und menschenleer vor ihm.

Ein kühler Wind ging und leichter Nieselregen fiel.

Der nächtliche Spaziergänger schlug fröstelnd den Kragen hoch.

Schmale Häuser stiegen in den nächtlichen Himmel und beherrschten das Blickfeld. Am Ende der Straße erhob sich düster und drohend ein wuchtiges, siebenstöckiges Gebäude, das in die City von London gepaßt hätte. Es schloß die Sackgasse ab.

In der vorderen linken Ecke stand einsam eine alte Laterne, deren gelbes Licht sich auf dem feuchten Kopfsteinpflaster spiegelte.

Der Mann ging weiter und seine Schritte hallten vielfach verstärkt durch die regnerische Nacht, als würde ein Riese durch die enge Gasse wandern.

Vor dem großen siebenstöckigen Gebäude mit den verwitterten und windschiefen blaßgrünen Fensterläden blieb der nächtliche Spaziergänger stehen und blickte an der Hausfassade empor.

Alle Fenster waren dunkel.

Mario Latolla überlegte einen kurzen Moment.

Konnte er es riskieren? Oder mußte er damit rechnen, daß sie schon Besuch hatte?

Jetzt war er schon bis hierher gekommen, da wäre es unsinnig gewesen, umzukehren.

Der frierende Italiener ging auf die Tür zu, legte die Hand auf die kalte, nasse Klinke und probierte erst, ob die Haustür verschlossen war.

Sie ließ sich nicht öffnen.

Er griff in seine Hosentasche, kramte einen einzelnen Schlüssel hervor und schloß auf.

Quietschend bewegte sich die Tür in ihren Angeln. Er huschte in den Hausflur.

In seiner frostigen Kahlheit hatte der Korridor etwas von einer Katakombe. Es fehlten nur noch die Nischen, in denen die Särge untergebracht waren.

Mario Latolla stieg leise die ausgetretenen Treppenstufen empor. Im Haus war es so still, daß er seinen eigenen Atem hörte.

Der nächtliche Besucher erreichte das fünfte Stockwerk, ohne daß ihm jemand begegnete und auf seine Anwesenheit aufmerksam geworden wäre.

Einen Augenblick verharrte er vor der Tür, schlug seinen nassen Kragen zurück, zupfte seine Manschetten gerade und rückte seinen verrutschten Krawattenknoten zurecht. Dabei beobachtete er sein Spiegelbild in der gräulichen Scheibe der Wohnungstür.

Dann legte er den Daumen auf den Klingelknopf.

Das Geräusch der Klingel hallte durch die nächtliche Stille der Wohnung.

Mario Latolla wartete.

Würde sie öffnen?

Eine Minute verstrich.

Dann endlich hörte er das Klappen einer Tür und Schritte in der Flurgarderobe.

Der Lichtschalter klickte.

Gedämpftes Licht fiel durch die Gardine und durch die Türritze vor seinen Füßen.

Hinter der Scheibe zeichnete sich der Schemen eines Körpers ab.

Eine Frau stand hinter der Tür.

»Ja?« fragte eine leise, weibliche Stimme. »Wer ist denn da?«

»Ich bin's. Mario.«

»Mario? Was für ein Mario?«

»Mario Latolla.«

»Das muß einem schließlich gesagt werden.« Ein Seufzen folgte den Worten. Dann drehte sich ein Schlüssel im Schloß.

Susy Ames' wohlgerundete Formen unter dem durchsichtigen Baby Doll waren eine Offenbarung.

»Bist du denn ganz von Gott verlassen. Mario?« fragte sie und schüttelte den Kopf. »Was willst du denn hier? So spät in der Nacht?«

Der Italiener fuhr sich über sein unrasiertes Kinn. Er lächelte flüchtig. »Ich hab manchmal so komische Ideen«, meinte er: »Ich hab mir gedacht: Der Abend ist langweilig. Immer nur Bier oder Whisky saufen ist auch nicht das Richtige, und bevor du ganz blau bist, stattest du Susy einen Besuch ab. Dann hast du wenigstens noch was davon.«

Susy Ames seufzte. »Na, komm schon 'rein! Aber mach nicht solchen Krach. Die Leute hier im Haus schlafen schon. Übrigens: auch ich hab schon geschlafen.«

Mario Latolla spitzte die Lippen und sah aus wie ein großer Junge, den man beim Naschen ertappte. »Du führst ganz neue Methoden ein«, wunderte er sich. »Ab Mitternacht geht es doch bei dir erst richtig los.«

»Diesmal eben nicht. Es ist erst kurz vor Mitternacht, und ich hab schon eine Stunde Schlaf genossen.«

Die Blondine mit der Figur einer Göttin ging einen Schritt zur Seite.

Marios Blicke verfolgten sie, saugten sich förmlich an ihrem Körper fest. Mit Susys Babydoll gab es keine Verpackungsprobleme, wenn sie mal in Urlaub fuhr. Das Kleidungsstück ließ sich bequem in einer Streichholzschachtel unterbringen.

Susy Ames schloß die Tür wieder ab.

Sie war nicht sonderlich erstaunt, einen männlichen Besucher um diese Zeit zu empfangen. Ihr Beruf brachte es so mit sich.

Es war kein Ausnahmefall, daß ein Besucher die Wohnung verließ und dem nächsten die Türklinke in die Hand drückte.

Susy Ames vertrat die unreflektierte Meinung, daß sie ihre Gunst

verkaufen konnte, solange sie jung war. In fünf oder sechs Jahren war der Karren gelaufen. Bis dahin mußte sie mindestens ein eigenes Geschäft haben und im Kreise einer Familie ein gutbürgerliches Leben führen.

Unter anderem Namen, in einer anderen Stadt.

Die Blondine hatte genaue Vorstellungen von ihrer Zukunft.

So wie sie jetzt aussah, schien ihre Rechnung aufzugehen.

Jung, langbeinig, nahtlos braungebrannt in Kalifornien und am Mittelmeer, war sie eine Aufforderung für jeden Mann. Wenn man nichts Näheres über sie wußte, dann paßte sie mit ihrer Erscheinung und ihren gepflegten Umgangsformen in die Kreise der höheren Gesellschaft.

Dort holte sie sich auf ihren Auslandsreisen auch das meiste Geld, und sie hatte auch vor, aus diesen Kreisen ihren zukünftigen Ehemann zu wählen.

An der Seite Susys durchquerte Mario Latolla den geräumigen Flur. Kostbare schwere Möbel bewiesen Susys ausgefallenen und teuren Geschmack.

Ausgefallen und teuer war auch der eigenwillige Duft des Parfüms, das sie benutzte.

Das Schlafzimmer war großzügig und bequem.

»Steig mal unter die Dusche, mein Lieber«, forderte Susy den Gast auf. »Spül alles von dir ab, was nach Wirtschaft, Alkohol und Qualm riecht. Und häng deine nassen Kleider auf. Ich mix uns inzwischen einen Drink.«

Auch darin war sie Meisterin. Ihre Drinks konnten sich trinken lassen.

Mario brauchte zum Duschen genauso lange wie Susy zum Mixen der Getränke.

Sie stellte das Tablett mit den beiden Gläsern auf den Beistelltisch neben dem superbreiten Bett. Eine kleine rote Nachttischlampe brannte. An der Decke hing ein Spiegel, so groß und breit wie das Bett.

Mario Latolla reckte und streckte sich, bewunderte seinen Adoniskörper im Deckenspiegel und wollte, als Susy Ames das Tablett abstellte, blitzschnell nach ihr greifen und sie zu sich auf das Bett ziehen.

Damit hatte er kein Glück. Die Blondine drehte sich eine Zehntelsekunde früher weg.

Latolla grapschte nur in das seidenfeine Gespinst des Babydoll-Oberteils.

Die große Schleife um den Hals Susys öffnete sich.

Die Blondine tauchte geschickt in Richtung Tür weg. Ihre schlanken braunen Arme rutschten aus den großgetupften Ärmeln,

und Mario Latolla hielt das duftige Oberteil in der Hand, während Susy Ames barbusig davoneilte.

»Ich besorge noch Eis«, rief sie von der Küche her.

»Aber nicht für mich«, plärrte Latolla zurück. Er war schon älter, Anfang fünfzig. Sein Haar ergraute bereits. Als Kellner in Tony's Pizzeria in der Baker-Street verdiente er seine Brötchen. Die Pizzeria ging gut, die Gäste, die dort verkehrten, geizten nicht mit Trinkgeld. Aber eigentlich war eine Freundin wie Susy Ames viel zu teuer für Mario Latolla. Das wußte er, dennoch zahlte er ihren Preis. Großspurige Extrageschenke allerdings konnte er sich nicht erlauben. Dafür waren andere da. Ihm genügte es, zu wissen, daß er manche Stunde, die er normalerweise hätte allein verbringen müssen, mit Susy Ames verbringen konnte. »Nicht, daß du auf die Idee kommst, mir die Eiswürfel auf den Bauch zu legen, Susy. Ich will mich nicht abkühlen.« Er lachte, als wäre ihm dieser Witz vortrefflich gelungen.

Susys Lachen aus der Küche mischte sich mit dem seinen.

Eiswürfel klapperten in eine Glasschale.

Susy Ames schlug die Tür zum Kühlschrank zu, stellte die gefüllte Schale auf ein neues Tablett und wollte schon die Küche verlassen.

Sie stockte in der Bewegung.

Die Musik!

Der Klang der verführerischen, verzaubernden Töne erfüllte ihre Seele, ihr Bewußtsein.

Und dann tat sie etwas, was sie eigentlich gar nicht im Sinn gehabt hatte.

Sie zog die Schublade auf und nahm ein großes Fleischermesser hervor, das sie unter dem Tablett verbarg.

*

»Da bin ich wieder!«

Sie stellte das Tablett hinter die Gläser. Das lange Messer lag hinter dem etwa drei Zentimeter hohen Rand des Tabletts. Mario konnte es unmöglich sehen.

»Wieviel Würfel? Einen? Zwei?«

»Zwei. Aber nicht auf den Bauch.« Latolla erinnerte sich sehr genau, daß Susy solche Scherze schon öfter gemacht hatte. Er zog zur Vorsicht die Decke halb über sich, saß im Bett wie eine Jungfrau, die um sich besorgt war. Aber Susy Ames war nicht zum Scherzen aufgelegt. Oder sie meinte es besonders gut mit ihm. Sie reichte ihm das Glas und setzte sich auf den Bettrand neben ihn.

»Cheerio«, sagte sie.

»Salute!«

Latolla nahm einen kräftigen Zug, beugte sich nach vorn, stellte

sein Glas zur gleichen Zeit mit Susy Ames ab.

Mit der Linken löschte er das Licht und zog Susy über sich. Diesmal entglitt sie ihm nicht wie eine Schlange. Heiß preßte er seinen Mund auf den ihren, bedeckte ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Brüste mit Küssen.

Susy Ames rollte sich langsam auf die Seite.

»Weißt du, Baby…«, sagte er da, aber sie verschloß ihm den Mund mit einem Kuß.

Ihre Linke lag unter seinem Nacken, die Rechte hielt wie durch Zauberei plötzlich das lange Fleischermesser in das Hand.

Eiskalt und mit Wucht stach sie zu.

Einmal, zweimal, dreimal.

Das Messer bohrte sich seitlich in die Lungen und in die Lenden.

Mario Latollas Röcheln wurde von ihren Küssen gedämpft.

Leblos fiel der Körper zurück. Das Blut quoll aus den Stichwunden und färbte das Bettzeug.

Susy Ames ließ die Mordwaffe im Körper des Italieners stecken, erhob sich, wusch sich im Bad nur flüchtig die Hände ab, streifte den durchsichtigen Slip des Babydoll ab und kleidete sich in aller Ruhe an.

Die Blondine verließ die Wohnung. Sie löschte alle Lichter, nahm jedoch nichts mit und schloß auch die Tür nicht hinter sich ab.

Susy Ames ging die düstere, regenfeuchte Straße entlang.

Das Gesicht der Prostituierten zeigte keine Regung, verriet nicht, was in ihr vorging.

Susy Ames war nicht verändert. Sie sah so aus wie immer.

Aber sie hörte etwas, was andere Ohren nicht wahrnehmen konnten.

Die faszinierenden Klänge einer Melodie, die bis zum Kern ihrer Nerven vordrang, erfüllten sie. Sie kannte jede einzelne Passage, jeden Tonfall, die abschwellenden und aufsteigenden Sequenzen. Eine Melodie, die himmlisch und höllisch zu gleicher Zeit war.

Sie konnte sich dem hypnotischen Zwang dieser geisterhaften Musik nicht entziehen. Sie folgte den Klängen wie dem lockenden Ruf eines Liebhabers.

Susy Ames fing mit einem Male an zu laufen.

Ihre Absätze knallten auf dem Kopfsteinpflaster und hallten durch die Nacht.

Susy. Ames strebte ein bestimmtes Ziel an.

Sie verstand die Botschaft, und sie folgte ihr.

Es war ein kleines und nicht besonders gutes Hotel, das zwei Häuserreihen von der Straßenkreuzung entfernt stand.

Es hieß Finigan's Hotel.

Dorthin ging sie.

Das Haus unterschied sich nur durch das Schild von den übrigen

Gebäuden. Erst wenn man ganz dicht davor stand, entdeckte man, daß es noch einen weiteren Unterschied gab.

Hinter der verglasten Tür brannte gedämpftes Licht, und neben der Tür gab es einen beleuchteten roten überdimensionalen Klingelknopf. Darauf stand: Nachtportier.

Als beabsichtige sie etwas Verbotenes, näherte Susy Ames sich der Tür, warf einen Blick durch die Scheibe, nahm hinten in der Ecke die vorspringende Rezeption wahr.

Die Blondine ließ den Blick an dem Haus emporwandern.

Hier sollte sie hinkommen. Hier war die Musik am lautesten. Sie dröhnte in ihren Ohren. Irritiert blickte Susy sich um, stellte fest, daß der Schlaf der Anwohner durch den Krach jedoch offensichtlich nicht gestört wurde.

Das stellte sie fest. Aber die logische Schlußfolgerung, weshalb sie dann die Musik hörte und andere nicht, zog sie nicht.

Sie mußte in das Hotel. Sie wurde erwartet.

Wer immer sie rief, sollte wissen, daß sie diesem geheimnisvollen und eigenwilligen Ruf gefolgt war.

Susy Ames ging um das Haus herum, folgte dem Emailleschild, auf dem stand: Lieferanteneingang.

Sie kam in einen düsteren Hof. Eine drei Meter hohe Mauer trennte ihn von den Nachbarhöfen. Hier gab es Garagen, überfüllte Mülltonnen und einen verwitterten Eingang zum Keller.

Daneben eine frischgestrichene Holztür. Der Hintereingang in das Hotel.

Darauf ging sie zu.

Sie brauchte sich jedoch nicht einmal die Mühe zu machen, anzuklopfen oder erst festzustellen, ob die Tür sich vielleicht öffnen ließ.

Sie wurde geöffnet.

Jemand wußte genau, daß Susy Ames kommen würde. Die Blondine wurde erwartet.

Der Mann im dunklen Hausflur war einen Kopf größer als sie.

Er hatte ein ausdrucksstarkes, männliches Gesicht. Im Halbdunkel sah sie, daß er einen spitzen Haaransatz und auf dem Kinn ein dreieckiges Bärtchen trug.

Etwas Dämonisches, Beherrschendes ging von ihm aus.

Susy Ames hatte den Fremden nie zuvor in ihrem Leben gesehen, und doch näherte sie sich ihm lächelnd, als träfe sie einen alten Bekannten.

»Mein Meister«, flüsterte sie und schmiegte sich an seine Brust.

*

Er führte sie wortlos die Treppenstufen zu seinem in der dritten Etage liegenden Zimmer hoch.

Wie auf ein stilles Kommando setzte die Blonde sich in einen Sessel. Sie stellte keine Fragen.

Auf dem Tisch neben dem geöffneten Fenster stand ein kleiner aufgeklappter Koffer. Eine Art Miniaturklavier, auf dem es jedoch nur schwarze Tasten gab. Auf diesem transportablen Gerät hatte der Bewohner des Hotelzimmers seine unheimliche, sie hierherlockende Melodie gespielt.

Im gleichen Koffer gab es ein Fach, in dem eine Spritze aufbewahrt wurde. Howard Rox nahm sie hervor, prüfte die Kanüle und verabreichte Susy Ames eine Injektion.

Der Blonden fielen sofort die Augen zu.

Sie schlief auf der Stelle ein.

Rox lächelte. Das kalte Glitzern in seinen Augen verstärkte sich.

»Du hast mir den Beweis erbracht, daß selbst die, die nicht wollen, meiner Melodie keinen Widerstand entgegensetzen können. Du bist in meiner Gewalt, Susy Ames. Du hast bewiesen, daß du töten kannst weil ich es von dir verlange. Du wirst meine Töterin werden und viele andere zu mir führen. Du kannst nicht mehr leben, aber du kannst auch nicht sterben. Als Untote mußt du mir gehorchen. Die Nacht ist dein Metier.«

*

Um zehn Uhr hatte Francis Henderson zu Hause angerufen, um sich zu erkundigen, ob mit Jenifer alles in Ordnung sei. Er war mit seinen beiden Verhandlungspartnern noch vor Einbruch der Dunkelheit von der Farm weggefahren. Dabei hatte er keine Gelegenheit gefunden, sich von Jenifer zu verabschieden. Er wußte, daß das Mädchen mit Sindbad ausgeritten war, und aus Erfahrung wußte er auch, daß Jenifer vor Einbruch der Dunkelheit von ihren Ausflügen zurückkam und sich dann allein fertig machte.

Daß eine Aussprache und Abstimmung mit seinem Freund und Nachbarn Hank Blinksy notwendig geworden war, hatte er vorher auch nicht wissen können.

Das Hausmädchen zeigte sich erstaunt, als Henderson anrief und sich erkundigte, ob mit Jenifer alles in Ordnung wäre, und ob sie es geschafft hatte, noch vor dem großen Regenguß trocken nach Hause zu kommen.

Das Hausmädchen hatte aber überhaupt nicht gewußt, daß Jenifer ausgeritten war. Sie hatte angenommen, das Mädchen sei mit dem Großvater weggefahren.

Auf Francis Hendersons Betreiben hatte die ältliche

Hausangestellte, die schon seit Jahren den Haushalt führte, in dem Zimmer nachgeguckt, wo Jenifer normalerweise hätte sein müssen.

Aber da befand sie sich nicht.

Francis Henderson machte sich die gröbsten Vorwürfe, daß er so sang- und klanglos mit den Verhandlungspartnern weggefahren war, ohne sich erst um Jenifer zu kümmern.

Henderson war sofort aufgebrochen. Hank Blinksy hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Nachbar bei der Suche zu helfen.

Als zwei Stunden vergangen waren, gab es noch immer keine Spur von Jenifer.

Bleich und angespannt hockten die Männer in ihren Sätteln.

Sie waren zu siebt. Hank Blinksy hatte noch fünf Arbeiter von seiner Farm mitgebracht.

Sie kannten hier jeden Fußbreit Boden, vor allem die Stellen, die riskant waren, die Wassertümpel und Sumpfwiesen, die an die Felder und Weideplätze angrenzten. Hier hatten sie zuerst nachgesehen und systematisch einen Quadratmeter Boden nach dem anderen abgesucht.

Der heftige Regen hatte alle Spuren verwischt.

Francis Henderson war ratlos. »Ich verstehe das nicht«, murmelte er.

»Vielleicht ist sie auf den Berg geritten«, meinte Hank Blinksy. Er warf einen Blick auf die dunkle Schattenmauer, welche die dichtstehenden Bäume auf dem nahen Hügel bildeten.

»Sie weiß, daß sie dort nicht hin soll«, entgegnete Henderson. »Ich bin erst gestern mit ihr auf dem Hügel gewesen und habe ihr die Gefahr aufgezeigt.«

Hank Blinksy unterbrach ihn. »Du bist reichlich naiv, Francis.« Er schüttelte den Kopf. »Gerade deine Warnungen werden sie neugierig gemacht haben.«

»Unsinn.«

»Du kennst die jungen Dinger nicht. Gerade das, was verboten ist, machen sie erst recht.«

»Jenifer ist anders.«

»Das glaubst du. Vielleicht hat sie sich auf den Hügel verirrt, vielleicht ist mit dem Gaul was nicht in Ordnung, vielleicht ist sie gestürzt und braucht Hilfe.«

Francis Henderson schloß die Augen. Jedes einzelne Wort Blinksys versetzt ihm einen Stich ins Herz.

»Vielleicht… vielleicht…«, äffte er Hank unwirsch nach. »Klappern wir lieber die Weiden noch einmal ab und diesmal gründlicher als bisher. Ich glaube nicht, daß sie dort oben ist.«

Henderson zog sein Pferd herum und ritt davon und überließ es den anderen, ihm zu folgen.

Mitternacht war vorbei. Francis Henderson fühlte sich

ausgesprochen unwohl bei dem Gedanken an die Zeit.

Hank Blinksy zog sein Reitpferd neben ihn. Der Pfad war hier unten noch breit genug, so daß sie bequem nebeneinander reiten konnten.

»Gesetzt den Fall«, sagte Henderson unvermittelt, und seine Stimme klang rauh, »daß wir Jenny nicht finden. Was dann?«

»Gehen wir von dem Gedanken aus, daß sie vom Regen überrascht wurde, Francis«, sagte der Freund und sah den grauhaarigen Henderson von der Seite her an. »Dann gibt es viele Möglichkeiten. Es kann ihr gelungen sein, in einer Höhle Unterschlupf zu finden. Höhleneingänge gibt es 'ne Menge in dieser Gegend.«

Henderson schluckte. Er trieb sein Pferd zu schnellerer Gangart an. Die Begleiter zogen nach. Der Boden dröhnte unter den Hufen.

»Weißt du, Hank, ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, daß sie so weit geritten sein soll. Vier Meilen weiter nördlich fängt der Berg erst so richtig an.«

»Wir müssen mit allem rechnen.«

Francis Henderson nickte. Er war froh, daß Hank Blinksy ihn begleitete. Der Freund schien die Dinge klarer und objektiver zu sehen als er. Henderson kam vor Sorge und Angst nicht richtig zum Denken.

»Wie lange war sie mit dem Pferd schon unterwegs?« wollte Hank wissen. Sein massiger Körper schien mit dem des Pferdes verwachsen.

»Genau weiß ich das nicht. Seit dem frühen Nachmittag, schätze ich.«

»Na also«, meinte Blinksy. »Stell dir nur mal vor, wie weit sie da gekommen sein kann.«

Henderson stellte es sich vor. Aber trotz allem konnte er sich mit diesem Gedanken nicht anfreunden.

Der Pfad wurde schmaler. Sie mußten jetzt hintereinander reiten. Henderson ritt an der Spitze.

»Wir sollten uns auch in der Nähe des Hauses umsehen. Vielleicht sollten wir auch bei Rox selbst nachsehen, Francis. Möglich, daß sie dort Unterschlupf gesucht hat, als das Wetter zu rauh wurde.«

»Bei Rox?« Henderson warf den Kopf herum. »Weißt du denn, was du da sagst, Hank?«

»Wir sind sieben Männer, Francis. Ich habe keine Angst. Gemeinsam sollte es uns doch gelingen, uns unserer Haut zu wehren.«

Blinksy redete, als handele es sich um sein Enkelkind und nicht um das von Francis Henderson.

»Wenn es darum geht, etwas über das Schicksal eines Menschen zu erfahren, sollte man sich durch nichts zurückhalten lassen.«

»Du hast recht.« Ganz wohl fühlte Henderson sich allerdings bei diesem Gedanken nicht.

Blinksy wußte von den merkwürdigen Dingen, die man sich von

dem geheimnisumwitterten Rox erzählte, nur vom Hörensagen. Er hatte die Farm erst vor dreißig Jahren übernommen. Henderson jedoch hatte seine Kindheit in dieser Gegend verbracht. Als Kinder waren sie neugierig gewesen, hatten sich oft in der Nähe der Einsiedlerhütte versteckt und hielten Ausschau nach der alten Bewohnerin, der Mutter von Howard Rox. Sie war als Hexe verschrien. Nie hatte sie einen Mann gehabt. Und doch hatte sie einen Sohn. Howard Rox mußte ein Kind des Satans sein.

Francis Henderson mußte sich im stillen eingestehen, daß es haarsträubende Geschichten waren, die man sich über Howard Rox erzählte. Er hatte immer versucht, sich davon freizumachen. Aber nie war es ihm gelungen. Er war zu sehr an die Gefühle gefesselt, die sich mit dem Namen Howard Rox verbanden.

Tagsüber traute er sich noch in die Nähe der Einsiedlerbehausung, mit Einbruch der Dunkelheit jedoch kostete es ihn Überwindung.

Je näher sie der Behausung kamen, desto unruhiger wurde Henderson. Er ging dagegen an. Vergebens. Er spürte, daß sich seine Unruhe auch auf das Reittier übertrug. Das Pferd reagierte nervös und war nur schwer zu lenken.

Auch die Begleiter Henderson hatten Schwierigkeiten mit ihren Tieren.

Francis Henderson brachte sein Pferd zum Stehen.

»Möchte bloß wissen, was mit den Gäulen los ist«, knurrte er.

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da verlor ein Reiter hinter ihm die Herrschaft über sein Pferd.

Das Tier bäumte sich plötzlich auf. Zwei, drei Pferde brachen seitlich aus. Einer der Männer flog im hohen Bogen durch die Luft.

Er schrie gellend auf.

Dumpf schlug sein Körper gegen einen Baumstamm.

Sekundenlang herrschte ein allgemeines Durcheinander.

Das zuerst sich aufbäumende Pferd konnte von seinem Reiter wieder unter Kontrolle gebracht werden.

Henderson waren im wahrsten Sinne des Wortes die Hände gebunden. Er war so sehr mit seinem eigenen Pferd beschäftigt, daß er sich nicht um seine Begleiter kümmern konnte.

Keiner von ihnen verstand, weshalb die Tiere sich so merkwürdig benahmen.

Henderson sprang ab, zerrte seinen widerspenstigen Gaul zur Seite, band ihn am erstbesten Baum fest und kümmerte sich um den Mann, der gegen den Stamm geschleudert worden war.

»Nicht bewegen!« Vorsichtig tastete Henderson die Glieder des Gestürzten ab. Der Mann konnte kaum reden.

»Mein Rücken…« wisperte er, »er tut… entsetzlich weh… ich glaube, ich habe… etwas gebrochen.«

Henderson bettete den Verletzten vorsichtig flach auf den Boden.

Die anderen Reiter, unter ihnen Hank Blinksy, kamen ihm zu Hilfe.

Zwei, drei Taschenlampen flammten auf. Wie Geisterfinger wanderten die Strahlen über den Boden, trafen den moosbewachsenen Baumstamm und den am Boden liegenden Verletzten. Der Mann war totenbleich.

Hendersons und Blinksys Blicke trafen sich.

»Die Pferde haben Angst. Sie wittern Unheil«, murmelte Henderson. »Rox hat sie verhext. Er will nicht, daß wir uns dem Haus nähern.«

Blinksy antwortete nicht. Gemeinsam machten sie sich daran, für den Verletzten aus Stöcken und Astwerk eine primitive Bahre herzurichten. Darauf betteten sie den Mann. Vorsichtig banden sie das einfache Gestell zwischen zwei Pferden mit Lederriemen und Schnüren fest.

Henderson bestimmte zwei Männer, die den Verletzten in die nächste Ortschaft bringen sollten. Carbon Hill war das nächste Dorf. Dort gab es einen Arzt.

Die Pferde beruhigten sich noch immer nicht.

Henderson ließ den Strahl seiner Taschenlampe im Kreis herumgehen. Die Umgebung kam ihm unheimlicher als je zuvor vor.

»Ich habe das Gefühl, es ist jemand in der Nähe«, murmelte Francis Henderson. Mit einer fahrigen Bewegung fuhr er sich durch das graue Haar. »Wir werden beobachtet. Die Tiere merken es genau. Sie sind unruhig, sie haben Angst. Etwas versetzt sie in Furcht.«

Ein kalter Schauer lief Blinksy über den Rücken. Der Mut, den er gehabt hatte, schmolz dahin wie der letzte Schnee unter der Frühlingssonne.

Die Stelle, wo sie sich befanden, war besonders dicht mit Bäumen und Buschwerk bewachsen.

Die Zurückgebliebenen blickten den Pferden nach, die den Pfad nach unten gingen.

Jetzt waren sie nur noch zu fünft.

Keiner von ihnen redete ein Wort.

Henderson fühlte sich zwischen Angst und Pflicht hin- und hergerissen.

War Jenifer hierhergekommen oder nicht?

Blinksy hatte ihn verunsichert. Nun konnte er nicht zurück, ohne sich Gewißheit geholt zu haben.

Das Haus lag noch gut fünfzig Meter von ihrem Standort entfernt.

»Wir gehen ohne Pferde hoch«, schlug Blinksy vor.

Der Strahl seiner Lampe schob sich lautlos über den aufgeweichten Pfad, blieb zitternd auf den Stämmen und in den Zwischenräumen stehen, als wolle er das Unsichtbare, das sie belauerte, sichtbar

machen.

Der Atem stockte ihnen, als sich wie ein Gespenst eine helle Gestalt hinter einem der Bäume löste.

Francis Henderson klappten die Mundwinkel herunter und in seine Augen trat ein ungläubiger Ausdruck:

»Jenny?!« rief er tonlos. Sein Gesicht war starr wie eine Maske.

*

Er trat zwei Schritte nach vorn, verhielt dann im Schritt, als müsse er sich erst vergewissern, ob er keiner Halluzination zum Opfer fiele, sondern die Dinge wirklich waren.

»Aber da ist sie ja!« hörte er im selben Augenblick die Stimme seines Freundes Hank Blinksy.

»Jenny!« Henderson schrie es förmlich heraus. Er rannte auf das Mädchen zu, riß es in die Arme, hob es hoch und drückte es an sich. »Jenny. Liebes! Was ist denn passiert? Warum bist du denn nicht nach Hause gekommen? Wo kommst du denn jetzt her? Wo bist du die ganze Zeit gewesen?« Er hatte noch viele Fragen auf dem Herzen, aber er konnte sie nicht alle auf einmal aussprechen.

»Geht es dir gut? Ist irgend etwas mit dir?« fügte er besorgt hinzu, als sie nicht antwortete.

Sie sah seltsam bleich und abwesend aus.

Jenifer Henderson lächelte. »Es ist alles in Ordnung. Grandpa. Ich bin so froh, daß du hier bist. Es ist so schrecklich finster. Ich bin in das Unwetter geraten. Der Regen war so heftig, daß ich die Hand nicht mehr vor Augen sehen konnte. Ich muß wohl um den Berg herumgeritten sein.«

»So ist es wohl gewesen«, nickte Francis Henderson. Er stellte Jenifer auf die Füße. »Ich bin so froh, daß wir dich gefunden haben. Wie lange bist du hier oben gewesen?«

»Ich weiß es nicht, Grandpa.«

»Wo ist Sindbad?«

Sie zuckte die Achseln und blickte sich hilfesuchend um. »Keine Ahnung. Als ich hier oben war, hat er plötzlich verrückt gespielt. Er warf mich ab.«

»Bist du verletzt?« fragte Francis Henderson besorgt.

»Es hat weh getan, anfangs. Ich bin unter einen dicken Busch gekrochen, um mich vor dem Regen zu schützen. Dort muß ich wohl eingeschlafen sein. Ich bin wach geworden, als ich Stimmen hörte.«

Francis Henderson atmete tief durch. »Und du hast überhaupt keine Angst gehabt?«

»Ein bißchen.«

»Tapferes Mädchen!« Er streichelte ihr über den Kopf. Das Haar

war noch feucht. »Jetzt gehen wir ganz schnell nach Hause.« Unwillkürlich warf er einen Blick in Richtung des Hauses von Howard Rox. »Du bist nicht in der Nähe der Behausung gewesen, von der ich dir erzählt habe? Du hast doch nicht versucht, dort Unterschlupf zu finden?«

»Nein, Grandpa.«

Die Lüge kam aalglatt über ihre Lippen.

Henderson setzte Jenifer auf sein Pferd. »Ich werde morgen, bei Tagesanbruch, noch einmal herreiten und nach Sindbad suchen«, meinte er beiläufig. »Vielleicht ist er ganz in der Nähe, wir können ihn nur nicht sehen. Weißt du, was ihn so erschreckt haben könnte?«

»Nein. Er wurde auf einmal ganz wild.«

Francis Henderson nickte und machte sich seine eigenen Gedanken, über die er jedoch nicht sprach.

Plötzlich stutzte er. Sein Blick fiel auf den Hals von Jenifer, als sie den Kopf nach hinten warf und das Haar aus dem Nacken strich.

»Hast du dich verletzt?« Francis Henderson bemerkte zwei rotblaue Flecken an ihrem Hals. Es sah aus, als hätte sich Jenifer irgendwo gestoßen.

Das Mädchen tastete mit seiner Hand an den Hals.

Sie schüttelte den Kopf. »Das muß beim Fallen passiert sein, Grandpa. Vielleicht habe ich mich an einem Ast gestoßen.«

»Wahrscheinlich.«

Jenifer warf einen schnellen Blick in die Runde.

Niemand schöpfte Verdacht. Niemand dachte an die Bißwunde eines Vampirs.

*

Der Nachtportier in Finigan’s Hotel schreckte plötzlich auf.

Ein Geräusch riß ihn aus dem Schlaf.

Im ersten Augenblick dachte er, daß jemand vor der Tür stünde und Einlaß begehre.

Rasch, aber noch schlaftrunken, griff er nach dem Schlüsselbund und eilte durch den düsteren Empfangsraum.

Zwei, drei Treppenstufen ging es nach unten zum Glasportal. Er warf einen Blick nach draußen.

Die Straße war leer und verlassen.

Jetzt wieder das Geräusch.

Es kam nicht von der Tür her, sondern aus dem Innern des Hotels.

Es klang, als würde ein großes Tuch durch die Luft gezogen und ausgeschüttelt.

Wie Flügelschläge! schoß es dem Mann durch den Kopf.

Er schloß die Tür auf und trat hinaus auf die Straße.

Ein riesiger Schatten fiel auf ihn. Der Portier warf den Kopf in die Höhe. Was er sah, ging über seinen Verstand.

Aus einem Fenster im dritten Stock stürzte ein Körper.

Riesige, lederartige Schwingen entfalteten sich. Eine überdimensionale, menschengroße Fledermaus hing in der Luft.

Der Leib des ungeheuerlichen Monsters schnellte auf den Portier zu. Für einen Augenblick sah es so aus, als würde das Ungetüm sich auf den Menschen stürzen.

Mit einem gurgelnden Aufschrei warf sich der Portier zu Boden.

Er spürte den Luftzug der Flügel. Die Riesenfledermaus strich über ihn hinweg, stieg auf der anderen Straßenseite wieder auf und verschwand hinter den Giebeln der dunklen Häuser.

Der Spuk war vorbei.

Der Portier lehnte totenbleich an der Wand.

»Ich träume«, murmelte er und fuhr sich über seine schweißbedeckte Stirn. Sein Blick irrte an der Hausfassade empor.

Die Alptraum-Kreatur war hier im Hotel gewesen.

Deutlich hatte man sehen können, wie sie sich von der Fensterbrüstung löste und sich in die Luft schwang.

»Zimmer 321«, murmelte der Nachtportier. »Sie kam aus Zimmer 321…«

Er hastete in das Hotel zurück, vergaß nicht, die Tür hinter sich abzuschließen. Seine Hände zitterten, und der Schlüsselbund klapperte zwischen seinen Fingern.

Der Portier fuhr mit dem Lift in die dritte Etage hinauf.

Zimmer 321 lag am Ende des Korridors.

Etwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu. Der Portier versuchte der aufsteigenden Angst Herr zu werden.

Vor der Tür mit der Nummer 321 zögerte er einige Sekunden, legte einmal lauschend das Ohr an, um sich zu vergewissern, ob er sich auch wirklich nicht getäuscht hatte.

Im Zimmer dahinter war es völlig ruhig.

War etwas passiert?

Da klopfte der Mann an.

Eine Minute später wurde geöffnet. Auf der Schwelle stand Howard Rox. Er trug einen weinroten Morgenmantel, dessen Gürtel er sich gerade um die Hüften schlang.

Der Blick des Nachtportiers irrte über die Schulter des hochgewachsenen, finster drein blickenden Mannes mit den dämonischen Gesichtszügen.

Der Portier schluckte. »Das Fenster«, murmelte er, ohne daß ihm bewußt wurde, daß er halblaut vor sich hinsprach. »Es ist geschlossen!«

»Natürlich«, bemerkte Howard Rox. Die schmalen Lippen in dem

kantigen Gesicht bewegten sich kaum. »Sind Sie deshalb gekommen, um mir das zu sagen?«

Der Portier entschuldigte sich für die Störung. Er sagte, daß es im eigenen Interesse des Gastes gelegen habe, daß er geweckt worden sei.

»Es war etwas in Ihrem Zimmer, ich habe es deutlich gesehen. Eine riesige Fledermaus«, sagte der Portier kleinlaut.

Howard Rox trat einen Schritt zur Seite. »Sehen Sie sich um! Hier ist nichts. Und hier war auch nichts.«

Der Portier wischte sich über die Augen. Die Situation war peinlich. Er kam sich vor wie ein Mensch, der nicht wußte, was er tat.

»Wohl ein paar über den Durst getrunken, wie?« konnte Rox sich nicht verkneifen zu sagen.

»Ich wollte Ihnen helfen – ich dachte…« stammelte der Portier. Er wußte jetzt wirklich nicht mehr, weshalb er eigentlich gekommen war und ob er die Fledermaus in ihren überdimensionalen Ausmaßen wirklich gesehen hatte oder nicht.

Rox schlug ihm jovial auf die Schulter. »Machen Sie sich nichts daraus«, meinte er, »kann jedem mal passieren. Überarbeitung. Sie sollten sich zum Tagesdienst einteilen lassen. Zu wenig Schlaf. Ich kenne die Symptome.«

Kopfschüttelnd stand der Nachtportier jetzt an dem von ihm geöffneten Fenster und starrte auf die Straße hinab. Es war genau das Fenster, von dem die Riesenfledermaus sich gelöst hatte. Aber er sagte jetzt keinen Ton mehr davon.

Eine abermalige Entschuldigung murmelnd, zog er sich zurück.

An der Tür meinte Rox: »Sie haben geträumt, Mister. Hier war niemand. Eine Fledermaus groß wie ein Mensch? Mann, das gibt es doch nur im Kino. Ich hatte keinen Besuch von Graf Dracula und auch keiner seiner Geliebten.« Er lachte leise.

Die Miene des Nachtportiers blieb ernst, als er sich mit einem stummen Kopfnicken verabschiedete. Ihm war nicht zum Lachen zumute.

*

Das Telefon rasselte.

Björn Hellmark saß in dem Arbeitszimmer, von dem aus eine großzügige Terrasse in den Garten hinausführte.

Die Sonne schien. Der Himmel war strahlend blau. Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen am Genfer See, wo der junge geheimnisumwitterte Millionär einen Luxusbungalow bewohnte.

Hellmark hob ab und meldete sich. Das Gespräch auf das er gewartet hatte, war endlich da.

Es meldete sich Atlanta in den USA.

Seit Wochen bemühte er sich vergebens, Kontakt mit Professor Dr. Bert Merthus zu erhalten. Merthus war eine Koryphäe auf dem Gebiet der Entschlüsselung alter Schriften unbekannter Sprachen.

Der Archäologe hatte schon die schwierigsten Texte entziffert, die alle Wissenschaftler immer für unerforschbar gehalten hatten.

Merthus hatte die seltene Gabe, sich in die Gedanken und Gefühle vergangener Epochen einzuleben, so daß ihre Zeichen ihm verständlich wurden.

Und diesen unvergleichlichen Gelehrten hatte Hellmark nun am Telefon.

Endlich!

Es war nicht einfach gewesen, diesen Mann überhaupt ausfindig zu machen.

Merthus war ein Globetrotter.

»Ich hätte mich schon früher bei Ihnen gemeldet, Mister Hellmark«, sagte der Archäologe. Die Verbindung war ausgezeichnet. »Aber ich habe Ihren Brief und die Kopie mit den fremdartigen Schriftzügen erst gestern abend ausgehändigt bekommen. Meiner Sekretärin ist ein Fehler unterlaufen, als sie Ihren Brief auf einen Stoß von Post gelegt hat, der weniger wichtig war. Ich habe mich mit Ihrem Brief heute abend sofort beschäftigt. Ich sitze jetzt noch dabei. Inzwischen ist es vier Uhr morgens. Ich nehme jedoch kaum an, daß ich Sie aus dem Bett geklingelt habe, Mister Hellmark?« lachte Merthus leise. »Bei Ihnen dürfte jetzt schon herrliches Sonnenwetter herrschen.«

Diese Vermutung konnte Hellmark nur bestätigen.

»Sie legen Wert darauf, mit mir ein persönliches Gespräch zu führen, Mister Hellmark«, fuhr Professor Merthus fort. »Auch ich bin an einer Begegnung mit Ihnen interessiert. Wann und wo kann das stattfinden? Je eher dies möglich ist, desto lieber ist mir das. Sie haben ein ganzes Buch mit dem alten Text gefunden, wie Sie mir geschrieben haben.«

»Ja.«

Björn Hellmark erklärte sich bereit, umgehend in die Staaten zu kommen.

Dem Professor war dies recht. Hellmark erfuhr, daß Merthus sich drei volle Tage in New York aufzuhalten gedachte. Danach wurde er in Persien erwartet. Sein Flug nach Teheran war bereits gebucht. Der Archäologe sollte dort unter anderem auch flache Schrifttafeln entziffern, die an einer Stelle gefunden worden war, wo man bisher keine versunkene Kultur vermutet hatte.

Die Erde gab die Geheimnisse ihrer Vergangenheit nur zögernd preis.

Hellmark machte Merthus den Vorschlag, daß man sich in New

York treffen könne. Selbstverständlich sei er auch bereit, nach Atlanta zu kommen, wenn dies für Merthus bequemer sei. Schließlich war er es, der von dem berühmten Archäologen etwas wollte.

Man einigte sich auf folgende Lösung: Merthus würde zwei Tage in seiner Heimatstadt Atlanta bleiben und erst am dritten Tag nach New York kommen.

Björn Hellmark sollte einen Tag früher dort eintreffen und im »Ambassador« auf Merthus warten.

Nachdem man über alle Einzelheiten gesprochen hatte, legte Merthus auf. Das Gespräch ging selbstverständlich auf Hellmarks Rechnung.

Der Deutsche erhob sich nachdenklich und ging bis zur Schwelle der Terrasse, starrte in den gepflegten Park hinaus und hing seinen Gedanken nach.

Sollte er endlich einen entscheidenden Schritt weiterkommen?

Nach den aufregenden Erlebnissen auf der Insel Inishmoore, wo er im *Haus* der Druidin den mystischen Spiegel zu einem höllischen Reich durchschritten hatte, war sein Leben noch ruheloser und gefährlicher geworden.

Von nun an wußte Hellmark mit Gewißheit, daß er nicht der war, für den er sich selbst hielt.

Hinter dem Spiegel hatte er das »Buch der Gesetze« gefunden, in dem niedergeschrieben war, wer er in Wahrheit war. Aber das Buch war in einer Sprache abgefaßt, die niemand kannte, und in Zeichen geschrieben, die niemand lesen konnte.

Hellmark durfte hoffen, daß Professor Merthus das Buch zum Reden bringen würde.

Bei einem Autorennen in Südfrankreich hatte Hellmark einen Unfall erlitten, der sein Leben von Grund auf verändert hatte.

Nach menschlicher Erfahrung hätte Hellmark den Unfall nicht überleben dürfen. Aber er lebte. Er war gesund und leistungsfähig wie eh und je. Ja, er hatte noch den Kontakt mit einer überirdischen Welt dazu erworben, der außer ihm keinem Menschen gegeben war.

Er hatte Kontakt mit Al Nafuur, einem Zauberpriester der Insel Xantilon, die vor Jahrtausenden versunken war.

Al Nafuur sprach mit ihm. Aber Hellmark hatte ihn nie gesehen. Er konnte ihn auch nicht herbeirufen. Al Nafuur meldete sich, wenn es ihm wichtig erschien.

Er hatte ihm mitgeteilt, daß die Insel Xantilon von Menschen hoher Kultur bewohnt worden sei, die in Frieden und Eintracht lebten, bis die Priesterschaft sich spaltete. Die Rebellen nannten sich »Schwarze Priester« und verbündeten sich mit Dämonen, die bis dahin machtlos gewesen waren. Sie entfachten einen Streit, der mit dem Untergang der Insel endete.

Die Rasse aber, die gegen die Schwarzen gekämpft hatte, konnte die Insel vor dem Untergang verlassen. Ihr Anführer wurde der »Tote Gott« genannt. Es war verheißen, daß die Nachkommen seiner Rasse einmal auf die Erde zurückkehren würden, um den Menschen wieder das Geheimnis des ewigen Friedens zu bringen.

Dieses Geheimnis war im »Buch der Gesetze« enthalten. Die »Schwarzen Priester« hatten das Buch in ihren Besitz gebracht. Es mußte ihnen entrissen werden, damit es der Menschheit zugute kommen konnte.

Nun – das Buch wurde ihnen entrissen. Hellmark hatte es auf die Erde zurückgebracht. War nun die Zeit gekommen, die Menschen den Frieden zu lehren?

Al Nafuur hatte erzählt, daß überall auf der Erde Menschen leben würden, die Nachkommen der geretteten Rasse der Insel Xantilon wären. Sie mußten gefunden und gesammelt werden. Dazu berufen wäre ein Nachkomme aus dem Geschlecht des »Toten Gottes«. Al Nafuur hatte Andeutungen gemacht, daß er in Hellmark den Nachkommen des »Toten Gottes« zu erkennen glaube.

Das »Buch der Gesetze« mußte darüber Gewißheit bringen.

Björn Hellmark fuhr sich über die Augen.

Je mehr er über diese seltsamen Dinge nachdachte, desto unwirklicher und traumhafter kamen sie ihm vor. Er mußte sich eingestehen, daß er sich überfordert fühlte.

Gewiß gab es auf der Erde eine starke Sehnsucht nach Frieden und Eintracht. Aber waren die Mächte, die sich widersetzten, nicht stärker? Auch in einer aufgeklärten Zeit, im Zeitalter der Mondflüge, der Computer war der Glaube und die Angst vor dem Übersinnlichen und Übernatürlichen lebendig.

Immer wieder ereigneten sich unerklärliche Vorfälle. Es kam zu unheimlichen Erscheinungen und Geschehnissen, die jeglicher Erklärung spotteten. Das Unbeschreibliche war existent, das Leben und Gesundheit bedroht, daran gab es für Hellmark nicht den geringsten Zweifel.

»Sie müssen besiegt werden, sie dürfen keine zusätzliche Macht erhalten«, sagte da die Stimme in ihm.

»Al Nafuur!« entfuhr es Björn Hellmark.

»Du mußt sie erkennen. Denn sie werden versuchen, auch dich zu beseitigen.« Die Stimme erfüllte sein Bewußtsein klar und deutlich.

»Ich habe schon geglaubt, ich höre nie wieder von dir«, dachte Hellmark.

»Wir Geister sind zwar komische Gestalten«, bemerkte Al Nafuur, und seine Stimme klang heiter. »Aber treulos sind wir auf keinen Fall. Du bist bis jetzt den richtigen Weg gegangen, ohne meine Hilfe. Ich kann zwar hin und wieder meinen Einfluß geltend machen, dich

dadurch unterstützen, daß ich dir etwas mitteile, wovon ich Kenntnis erhalte. Aber das ist nicht immer der Fall. Meine Kontakte zu dir erfolgen von Fall zu Fall und müssen kurz sein. Die andere Seite darf nichts davon erfahren.«

Es gab auch um Al Nafuur mehr und größere Geheimnisse, als Hellmark ahnte.

Die andere Seite das waren die Welt der Dämonen und der abtrünnigen Priester Xantilons, die diese Dämonen und bösen Geister rufen und wirksam lassen werden konnten.

»Du hast Merthus gefunden«, klang die Stimme des unsichtbaren Sprechers wieder in seinem Bewußtsein auf. Sie wurde schwächer, und Hellmark lauschte in sich hinein, um sich nichts entgehen zu lassen. Al Nafuur's Kontaktaufnahme schien durch geheimnisvolle Strömungen unterbrochen zu werden. »Das ist gut. Du mußt wissen, was im 'Buch der Gesetze' steht. Das Kapitel der Prophezeiungen ist äußerst wichtig für dich. Hoffentlich wird es Merthus gelingen, den Schlüssel zur Sprache unseres Volkes zu finden.«

Zweifel stiegen in Hellmark auf.

»Warum nennst du mir diesen Schlüssel nicht? Warum kann ich durch dich nicht erfahren, was in dem Buch steht?«

»Das überschritte – meine Kompetenzen, Björn…« die Stimme seines unsichtbaren Freundes hallte fern wie ein ersterbendes Echo. Al Nafuur hatte allergrößte Mühe, den Kontakt zu ihm aufrecht zu erhalten. Hellmark spürte die Leere, als der Einfluß sich aus seinem Bewußtsein zurückzog. Dann wieder die Nähe. »Vorsicht!« mahnte Al Nafuurs Stimme. »Tausend Abenteuer und tausend Gefahren harren deiner – jede Begegnung kann die letzte sein – deine Gegner werden alle Mittel einsetzen, um dich daran zu hindern, dein Ziel zu erreichen… trainiere deine Kräfte… lerne, mit deinen Fähigkeiten umzugehen – täusche sie – konzentriere dich – stärke deine Willenskraft – und…«

Der Kontakt brach abrupt ab.

Hellmark lauschte vergebens in sich, in der Hoffnung, daß sich Al Nafuurs Stimme noch einmal meldete.

Der blonde Deutsche machte auf dem Absatz kehrt.

Er kam gerade in sein Arbeitszimmer zurück, als Carminia Brado, seine schokoladenbraune Gefährtin aus Brasilien, eintrat.

»Halb elf«, sagte die hübsche Südamerikanerin. Sie trug einen ausgestellten sonnengelben Rock, der handbreit unter ihrem Po endete, und einen grasgrünen weit ausgeschnittenen Pulli. Das lange schwarze Haar fiel über ihre Schultern und berührte mit den Spitzen ihren Busen. In der Rechten trug Carminia ein silberblinkendes Tablett, darauf eine kleine Mokkakanne und zwei Tassen aus dem gleichen Material. »Zeit für eine Tasse Kaffee.«

»Wieso zwei Tassen?« wunderte sich Hellmark. »Den Luxus kannst du dir ersparen, Schoko. Es sind zwar zwei Tassenfüllungen in der Kanne, aber die trinke ich aus einunderselben Tasse.«

»Egoist«, murrte die Brasilianerin und schürzte die Lippen. »Vielleicht ist dir schon einmal der Gedanke gekommen, daß ich auch Lust auf eine Tasse Kaffee haben könnte.«

»Aber das war noch nie der Fall.«

»Heute ist es so.«

»Das ist nicht korrekt. Eine Sekretärin trinkt ihren Kaffee nicht gemeinsam mit dem Chef. Es sei denn, er hätte sie ausdrücklich dazu eingeladen.«

»Dann hole das ganz schnell nach.« Sie blieb kurz vor ihm stehen, lachte ihn mit ihren großen, schwarzen Augen an und verschwand dann mit wiegenden Hüften hinaus auf die Terrasse, wo sie das Tablett auf dem kleinen weißen Tisch im Wiener Cafehausstil abstellte.

Carminia Brado warf einen Blick auf den Arbeitstisch Hellmarks. »Du warst schon fleißig«, stellte sie fest. »Alle Post ist sortiert?«

»Ja. Und angerufen habe ich auch schon.«

Sie spitzte die Lippen. »Wenn das so weitergeht, arbeitest du dich noch tot.« Sie lachte und schenkte jedem eine Tasse ein.

»Au weia«, entrann es Hellmarks Lippen. »Ist der schwarz.« Er schüttelte sich, als er die Tasse an die Lippen führte. »Kann man das überhaupt trinken?«

Man konnte. Der Mokka schmeckte ausgezeichnet.

»Ich werde nach New York fliegen«, sagte Hellmark plötzlich.

Carminia Brado nickte. »Fein. Ich habe gewußt, daß du diesen schönen Tag nicht sinnlos vergeudest. Allerdings habe ich eher vermutet, daß du mit mir eine Bootspartie unternehmen oder ein paar Runden im Swimmingpool drehen würdest.«

»Ich muß dich leider enttäuschen, Schoko. Merthus hat sich endlich gemeldet.«

Sie richtete den Blick auf ihn. Ihre Miene wurde plötzlich ernst. »Du mußt wissen, was du tust.«

Carminia Brado und zwei weitere Menschen waren in Hellmarks Geheimnis eingeweiht. Aber die Brasilianerin, die Mädchen für alles, Sekretärin, Reisebegleiterin und Geliebte war, wußte noch mehr als sein Vater und Dr. Wollny, der seine erstaunliche Genesung miterlebt und auch versucht hatte, ihm eine Erklärung für seine ungewöhnlichen Fähigkeiten zu geben, über die er seitdem verfügte.

Die Brasilianerin war als einzige jedoch wirklich eingeweiht über das, was ihn voraussichtlich erwartete.

Hellmark führte nach außen ihn das Leben eine Playboys. Er lebte scheinbar im Überfluß und hatte keine Sorgen.

Doch das stimmte nur bedingt.

Björn Hellmark lebte in ständiger Gefahr. Und er konnte vor dieser Gefahr nicht fliehen. Überall in der Welt konnte sie plötzlich und unverhofft auftauchen.

»Was sagt er zu der Kopie?« fragte die Brasilianerin.

»Er konnte sich noch nicht äußern. Das ist kein Wunder. Schließlich hat er keine Vergleichsunterlagen. Außerdem kann man nicht erwarten, daß er von einer Stunde zur anderen ein Problem lösen kann, das vermutlich zu einem Lebenswerk für ihn wird. Die Übersetzung des Textes des Buches der Gesetze wird Jahre dauern, falls es überhaupt möglich sein wird. Das wird und muß Merthus entscheiden, wenn er alle Fakten kennt.«

»Du willst ihn einweihen?« Carminia Brados Augen wurden noch größer.

»Ich werde ihm über die Fundstelle Auskunft geben. Mehr nicht. Wer Björn Hellmark ist und was er will, wird niemand erfahren.«

*

Francis Henderson war beim Morgengrauen schon wieder auf den Beinen.

Er hatte die Nacht schlecht geschlafen und fühlte sich wie gerädert.

Dennoch konnte er sich nicht dazu entschließen, sich noch einmal hinzulegen.

Er duschte, kleidete sich an und begab sich dann zunächst zum Zimmer, wo Jenifer lag und schlief.

Liegen und schlafen wollen – denn als er die Tür leise öffnete, um einen Blick auf das schlafende Kind zu werfen, fand er das Bett – leer vor.

Francis Henderson stand wie erstarrt.

Aber das war doch nicht möglich!

Jenny war ausgerissen. Das war sein erster Gedanke. Aber warum hatte sie das getan? Hatte er sie falsch behandelt? Er hatte sie weder ausgeschimpft noch mit einer Strafe gedroht.

Das Mädchen brauchte doch keine Angst…

Sindbad! schoß es ihm durch den Kopf.

Es mußte mit dem Pferd zusammenhängen.

Jenifer hatte Angst, ihm die Wahrheit zu sagen. Mit Sindbad stimmte etwas nicht.

Francis Henderson ging in das Schlafzimmer, riß die Zudecke zur Seite, warf einen Blick unter das Bett, riß auch den Schrank auf.

Keine Spur von Jenifer.

»Oh, Jenny«, murmelte er dumpf, »wie kannst du mir so etwas

antun? Habe ich dich denn wirklich so schlecht behandelt?«

Mit harten Schritten stapfte er durch das Haus.

»Miss Simpson!« Normalerweise rief er die zum Inventar gehörende alte Haushälterin »Mary«. Wenn er »Miss Simpson« rief, war er entweder nervös oder er hatte etwas besonders Wichtiges mitzuteilen.

Seine Stimme verhallte. Vergebens wartete er auf eine Antwort.

Nach seinem Rufen wurde es unheimlich still.

Eine Gänsehaut lief über seinen Rücken. Er fing an, sich in seinem eigenen Haus zu fürchten.

Dann riß er sich zusammen.

Francis Henderson stampfte die Treppenstufen hinauf und klopfte gegen die Tür, hinter der Mary Simpsons Unterkunft lag.

Die Haushälterin gab keine Antwort.

Mit Erstaunen mußte Henderson feststellen, daß die Zimmertür nicht von innen verriegelt war. Er erinnerte sich, daß er einmal gerügt hatte, weil die Tür verriegelt gewesen war.

»Mary«, hatte er gesagt, »hier im Haus brauchst du dich nicht einzuschließen. Dich klaut bestimmt keiner mehr. Aus dem Alter bist du längst ’raus.«

Für einen Außenstehenden hätte diese Bemerkung beleidigend geklungen.

Aber Mary vertrug solche Späße. Sie schlug mit gleichem Kaliber zurück.

Henderson ging kurzentschlossen ins Zimmer.

Das Dämmerlicht des beginnenden Tages fiel durch die dünnen Vorhänge.

Wie auch schon im Zimmer Jenifers so unterließ Henderson es auch hier, Licht anzuknipsen.

Was er sehen wollte, sah er auch so.

Das Bett war leer. Aber es war benutzt worden. Das Bettzeug war zerwühlt. Mary Simpson hatte darin gelegen.

Aber nun war sie weg.

Die mysterischen Vorgänge in seinem Hause erschreckten den alten Farmer.

Das alles hing mit dem Verschwinden von Jenny zusammen. Der Gedanke fraß sich in ihm fest.

Er stand vor dem leeren Bett und begriff gar nichts mehr.

Der dunkle Fleck auf dem Kopfkissen entging ihm. Hätte er Licht gemacht, wäre ihm aufgefallen, daß es Blut war, das in das Kopfkissen gesickert war.

*

Francis Henderson hielt es in seinem verlassenen Haus nicht länger

aus.

Er nahm eine Flinte aus dem Gewehrschrank, lud sie und ging hinaus.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Aber es war auch nicht mehr so dunkel, daß die Farmgebäude, die Umzäunung und die Schuppen und Ställe mit der Dunkelheit eins wurden. Jedes war einzeln zu erkennen.

Er hörte die Pferde im Stall rumoren.

Henderson befand sich auf seiner Farm, und doch kam sie ihm fremd und unheimlich vor.

Wie verhext, schoß es ihm durch den Kopf.

Er ging hinüber zu dem langen Anbau, der schräg neben den Ställen stand. Hier waren die Arbeiter untergebracht.

Henderson wollte nur wissen, ob sie ihn ebenfalls verlassen hatten. Leise stellte er sich vor die Tür und lauschte.

Im Raum schnarchte jemand.

Henderson wollte völlige Gewißheit haben.

Er öffnete lautlos die Tür und warf einen Blick in den Schlafsaal der Farmarbeiter.

Alle vier waren anwesend.

Einer war wachgeworden, reckte den Kopf in die Höhe und blinzelte zur Tür.

»Hallo? Ist da wer?«

»Ich bin’s, Joe. Henderson.«

Der Angesprochene richtete sich vollends auf.

»Ist was passiert, Boß? Brauchen Sie Hilfe?« Joe warf schon die Wolldecken zurück.

»Ssst«, zischte Henderson und legte den Finger auf die Lippen. Das Gewehr hielt er so, daß es von dem Aufgewachten nicht gesehen werden konnte. »Alles okay. Ich wollte nur mal sehen, ob ihr noch alle schlaft.«

Eine merkwürdige Feststellung. Der Aufgewachte schüttelte den Kopf. Henderson bekam jetzt wohl langsam seine Schrullen. Er war immerhin Ende sechzig.

»Leg dich ruhig wieder aufs Ohr. Joe!

Ich mache einen kleinen Morgenspazierritt. In einer knappen halben Stunde geht die Sonne auf. Dann seid ihr erst fällig.«

Joe wollte noch etwas sagen. Henderson winkte ab und zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Er fühlte sich alt, schwach und verbraucht.

Er verhielt eine halbe Minute, bevor er zum Pferdestall ging, einen Fuchs sattelte und sich müde in den Sattel schwang.

Dann verließ Francis Henderson seine Farm. Eine merkwürdige Überlegung trieb ihn voran. Er war entschlossen, seinen Gedanken

durchzuführen, auch wenn ihm die Angst im Nacken saß.

Es hing mit der verfluchten Hütte von Rox zusammen.

Was Jenifer letzte Nacht auch immer gesagt haben mochte: es stimmte nicht. Sie hatte gelogen.

Es gab Widersprüche. Jetzt fielen sie ihm auf.

Das Mädchen hatte in der Hütte von Rox Unterschlupf gesucht! So mußte es gewesen sein. Und dort hatte der unheimliche Einsiedler, über den man sich haarsträubende Geschichten erzählte, sie verhext!

Henderson glaubte dies allen Ernstes.

Jenifer war etwas zugestoßen.

Sie war letzte Nacht nur aufgetaucht, um sie, die sie gesucht hatten, an der Nase herumzuführen und in Sicherheit zu wiegen.

Vielleicht war diese Jenifer, der sie begegnet waren, auch nur ein Trugbild gewesen. Einem Hexenmeister wie Howard Rox konnte man solche Praktiken zutrauen.

Auf welche Weise aber Mary Simpson verschwunden war und warum sie überhaupt verschwunden war, das paßte allerdings nicht in dieses Bild.

Henderson trat dem Pferd in die Flanken. Das Tier jagte davon, den weichen Pfad entlang, der auf den Berg führte.

Der Himmel war bewölkt. Alles wies darauf hin, daß es auch heute wieder regnen würde.

Die Morgenluft war kühl. Tief atmete Henderson sie ein. Sie brannte wie Feuer in seinen Lungen. Aber er wartete vergebens darauf, daß er sich erfrischt fühlte, daß die Morgenluft ihn wirklich aufmunterte.

Wie Schemen jagten die dichtbelaubten Bäume an ihm vorbei. Hendersons Reittier zerfetzte die wabernden Morgennebel, die vom feuchten Boden aufstiegen und alles hinter einem sich ständig bewegenden grauen Schleier versteckten.

Knapp hundert Meter von seinem ursprünglichen Ziel entfernt brachte der alte Mann den Fuchs zum Stehen.

Er stieg ab, band das schnaubende Pferd an den nächsten Baumstamm.

Dann ging er zehn Schritte zu Fuß weiter, das Gewehr im Anschlag wie ein Waldläufer, der eine Gefahr witterte.

Diese Gefahr gab es.

Sie existierte in Howard Rox's Haus.

Henderson faßte sich ein Herz, endlich den Schleier des Geheimnisses zu zerreißen, das Howard Rox umgab.

Furcht und der Wunsch, endlich Klarheit über das wirkliche Wesen des Einsiedlers zu gewinnen, den er in seinem ganzen Leben nur zwei- oder dreimal gesehen hatte, hoben einander auf.

Aber der Gedanke an Jenifer trieb ihn voran.

Er lief ganz dicht am Wegesrand und erreichte die Stelle, wo sie letzte Nacht mit den Pferden angehalten hatten. Nur wenige Schritte weiter entdeckte er am Abhang aufgewühlten Boden. Im Morgengrauen war zu erkennen, daß der Boden offenbar aufgegraben und eine verhältnismäßig große Grube dann wieder zugeworfen worden war.

Henderson verhielt im Schritt.

Jenifer? War ihr etwas passiert? Waren sie alle gestern abend einer Massensuggestion zum Opfer gefallen?

Immer stärker glaubte er daran.

Heute morgen nun war das Erwachen gekommen.

Vielleicht hätte ich nicht allein hierherkommen sollen, ging es ihm durch den Köpf, als er sich bückte und mit der Fußspitze in dem weißen, lockeren Boden herumstocherte. Ich hätte Hank Bescheid sagen sollen oder einem meiner Leute. Wenn mir etwas zustößt, dann…

Seine Überlegungen fanden ein abruptes Ende.

Was er sah, raubte ihm den Atem.

Er hatte nur ein wenig den Boden aufgescharrt und etwas Helles kam zum Vorschein.

Rasch ging er in die Hocke, schob mit der bloßen Hand weitere Erde, Gras- und Moosbüschel weg.

»Sindbad!« murmelte er. Das helle verschmutzte Fell eines Hinterbeins lag vor ihm.

Irgendwer hatte das tote Pferd hier vergraben.

Die Dinge wurden immer rätselhafter.

Henderson erhob sich und schlich auf das düstere Haus des geheimnisumwitterten Einsiedlers zu.

Alle Läden waren fest verschlossen. Im Haus rührte sich nichts.

Henderson richtete seinen Blick auf den Boden, als könne er dort Fußspuren entdecken.

Siedendheiß pulste das Blut durch seine Adern.

Die Erregung wuchs, als er sich jetzt so nahe vor dem Haus befand, nur eine Steinwurfweite davon entfernt.

Dann faßte er sich ein Herz. Er kam hinter dem Baum vor und näherte sich der Tür.

»Nanu, Mister Henderson?« sagte im selben Augenblick eine dunkle, männliche Stimme. »Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?«

Die Stimme erklang hinter ihm.

Francis Henderson schluckte. Dann warf er den Kopf herum, riß das entsicherte Gewehr in die Höhe und hielt die Mündung auf den Mann, dem er gegenüberstand.

Wie aus dem Boden gewachsen ragte die hohe, ihn einen ganzen

Kopf überragende Gestalt des Einsiedlers vor ihm auf.

Howard Rox hielt einen kleinen dunklen Diplomatenkoffer in der Hand. Er war etwas höher als die gewöhnlichen Koffer.

»Sie sind – nicht im Haus?« stammelte Henderson. Er wußte im ersten Moment nicht, was er sagen wollte.

»Nein, wie Sie sehen.« Furchtlos kam Howard Rox einen Schritt näher. Sein scharfgeschnittenes Gesicht mit dem dreieckigen spitzen Kinnbart wirkte groß und blaß. »Sie wollten zu mir?«

»Ja.« Henderson bemühte sich, seine Stimme zu festigen.

Zum erstenmal in seinem Leben stand er jenem Mann gegenüber, über den man sich derart haarsträubende Geschichten erzählte und dessen Gesellschaft man mied.

Von weitem hatte er Rox schon gesehen, bereits als Junge, als er durch den Wald streifte, durch die Steppe und die Berge.

Nie hatte Rox Kontakt mit den Farmern und erst recht nicht mit den Bewohnern von Carbon Hill gehabt.

Rox war herangewachsen. Immer seltener war seine Mutter, die alte Merilla, im Freien zu sehen gewesen. Sie mußte jetzt auch um die siebzig sein. Kein Mensch wußte, ob sie überhaupt noch lebte.

Howard Rox war Ende Dreißig, wirkte jedoch wesentlich älter.

»Und was verschafft mir die Ehre, Mister Henderson?« hakte Howard Rox nach. Er kannte jeden hier mit Namen.

»Ich muß mit Ihnen sprechen. Wegen Jenifer. Was haben Sie mit ihr gemacht?« Henderson leckte sich über die Lippen. Er schmeckte den salzigen Schweiß.

»Jenifer? Wer ist das?«

»Mein Enkelkind. Sie war letzte Nacht hier oben. Ich habe den Verdacht, daß sie sich in Ihrem Haus aufhielt, um das Ende des Regens abzuwarten.«

»Nun gut, sehen wir nach, ob sie noch da ist.«

Henderson kniff die Augen zusammen, als Howard Rox dies erwiderte. »Ich fürchte, sie ist zurückgekommen und hat noch jemanden mitgebracht.«

»Sie müssen entschuldigen, Mister Henderson. Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Wie Sie sehen, komme ich gerade von einer Reise zurück. Ich bin heute morgen mit dem ersten Zug von Birmingham weggefahren, und von Carbon Hill aus bin ich bis jetzt zu Fuß über den Berg gegangen.«

Mit diesen Worten ging Rox an Henderson vorbei, auf die Tür seines Hauses zu, legte die Hand auf die Klinke und öffnete die Tür.

»Sie hätten selbst nachsehen können«, sagte Rox lächelnd. »Das Haus ist nie abgeschlossen.«

»Es istwie eine Mausefalle«, knurrte der Alte. »Man kommt hinein – aber nicht wieder heraus. Ich warne Sie, Rox: Führen Sie mich nicht

an der Nase herum. Wenn Sie die geringste Bewegung machen, die mir nicht paßt, schieße ich Sie nieder. Man erzählt sich, daß noch keiner der Bewohner dieser Umgebung die Schwelle Ihres Hauses betreten hat. Man erzählt sich auch, daß jeder, der hineingegangen ist, nicht wieder herauskam. Ob das nun eine Legende oder Wahrheit ist: Ich werde wieder lebend herauskommen, und Sie werden mir alles erzählen, was Sie über Jenifer wissen.«

Howard Rox verzog seine schmalen Lippen. »Ich verspreche Ihnen, Henderson, daß Sie mein Haus wieder lebend verlassen.« Die Worte klangen so, als ob Howard Rox noch etwas hinzufügen wollte, es aber dann wohlweislich unterlassen hatte.

Den gefährlichen Unterton in der Stimme überhörte Francis Henderson.

*

Dumpfe, verbrauchte Luft schlug ihnen entgegen.

Rox ging durch den einfachen Wohnraum und zündete die Petroleumleuchte an.

Henderson sah sich mit scheuen Blicken um.

»Kommen Sie ruhig näher«, forderte Rox ihn auf, während er seinen Mantel ablegte. Der Schatten des Hexenmeisters fiel grotesk verzerrt an die Holzdecke. »Sehen Sie nach ob Ihr Enkelkind hier ist.«

»Da ist noch etwas, Rox, das mir zu denken gibt und mir beweist, daß vergangene Nacht etwas Merkwürdiges vorgefallen ist. Wer hat das Pferd vergraben? Ein Mann allein bringt das nur schwerlich fertig.«

Henderson berichtete, wie und wo er Sindbad gefunden hatte. Rox zuckte nur die Achseln. Er schien von alldem nichts zu wissen.

Henderson fühlte sich unwohl in seiner Haut, als er durch das Haus ging. Mehrmals rief er den Namen Jenifer. Seine Stimme verhallte geisterhaft im Haus des Einsiedlers. Eine Antwort, auf die er hoffte, blieb aus.

Rox zeigte ihm alle Räume, die zu ebener Erde lagen. Alle waren einfach eingerichtet. Auffallend allerdings waren zahlreiche alte Gemälde, die Landschaften und Porträts zeigten, Phantastische Arbeiten mit unwirklichen, faszinierenden Farben. Es gab auch sehr viele altmodische Haushaltsgegenstände, Dinge, wie man sie beim Trödler und Antiquitätenhändler finden konnte.

»So, hier oben ist sie nicht«, bemerkte Rox mit dumpfer Stimme. »Gehen wir in den Keller. Ich nehme an, Sie finden dort das, was Sie suchen.«

Das klang so bestimmt, so sicher, daß Henderson zusammenzuckte.

»Sie wissen also doch Bescheid?« fragte Henderson hart. »Jenifer

ist also bei Ihnen? Und Sie waren nicht die ganze Nacht weg von hier?«

»Die letzte Frage zuerst. Mister Henderson: ich war weg. Zu Ihrer ersten Frage: ich vermute, daß das Mädchen, das Sie suchen, tatsächlich hier ist.«

»Warum ist sie wieder hierher zurückgekommen? Warum haben Sie sie dazu gezwungen?« Das Gewehr in Hendersons Hand zitterte.

»Es liegt in der Natur der Dinge. Aber kommen Sie, folgen Sie mir nach. Sie hatten den Mut, in mein Haus zu kommen, bringen Sie auch den Mut auf, mit mir in den Felsenkeller zu gehen.«

Ohne noch ein weiteres Wort zu sagen drehte Rox sich um und ging in den Raum, wo der mächtige präparierte Kopf des Bisons hing, vor dem Jenifer Henderson sich am Abend zuvor so furchtbar erschrocken hatte.

Wortlos streckte Rox eine Hand aus und drückte das linke Auge des präparierten Schädels ein.

Lautlos schwang die Wand nach innen, an der der Kopf hing. Ein schmaler Geheimgang lag vor ihnen. Der Eingang ins Unbekannte war so eng, daß nur eine Person hindurchgehen konnte.

Rox bückte sich. Es knackte. Eine Falltür rastete ein.

Der rätselhafte Bewohner des Hauses verschwand in der Tiefe. Er hielt die brennende Petroleumlampe über seinen Kopf. Deutlich sah Henderson den quadratischen Schacht, der in den Keller führte.

»Folgen Sie mir nach!« Die Stimme von Rox klang seltsam verzerrt.

Sein Kopf verschwand in der Versenkung.

Mißtrauisch kam Henderson in die Nische, starrte in den Schacht. Das zuckende, unruhige Licht tanzte in der Glaskugel. Rox' Figur war nur als Schatten wahrnehmbar.

Henderson preßte die Lippen zusammen. Er hielt das Gewehr nach unten gerichtet und begann dann ebenfalls mit dem Abstieg. Es war eine eiserne Leiter, die fast senkrecht in die Tiefe führte.

Francis Henderson wußte, daß er trotz des geladenen und entsicherten Gewehres während der Zeit des Abstiegs schutzlos war. Wenn Rox es auf einen Ausfallversuch ankommen ließ, ging er dabei nicht einmal ein Risiko ein.

Rox brauchte Henderson nur an einem Bein herabzuziehen. Er würde auf der steilstehenden Leiter das Gleichgewicht verlieren.

Aber Rox unternahm nichts.

Im Gegenteil: er leuchtete sogar noch nach oben, als er festen Boden unter den Füßen hatte, um Henderson den Abstieg zu erleichtern.

Etwas schneller atmend stand der Farmer schließlich neben Howard Rox.

Die feuchten, nackten und schartigen Wände puren Felsens

umgaben sie.

»Wir sind da«, sagte Rox mit leiser Stimme. Er nickte Henderson zu und trat zwei Schritte in das Dunkel.

Der Farmer hielt den Atem an. Wenn Rox wollte, konnte er Henderson hier unten spurlos verschwinden lassen, ohne daß man jemals über sein Schicksal Aufklärung erhielt. Er umklammerte das Gewehr, klemmte es unter seinen Arm und hielt ständig den Finger am Abzugshahn.

Aber Henderson gewann den Eindruck, als ob Rox sich durch die Waffe nicht im geringsten einschüchtern ließe.

»Vielleicht finden Sie hier, was Sie suchen, Henderson.«

Der Felsenraum, in dem sie angekommen waren, erweiterte sich zu einer großen Rotunde. In den Wänden gab es herausgeschlagene Nischen, so daß das Innere des Kellers etwas Katakombenähnliches bekam.

In den Nischen lagen Menschen.

Frauen.

Bleiche, reglose Körper.

Wie in Trance ging Francis Henderson auf die vorderste Nische zu. Er stand vor einer jungen blonden Frau.

Es war Susy Ames.

Sie atmete nicht.

Ihre Augen waren geschlossen. Die Wangenknochen standen spitz ab. Sie war bleich wie der leibhaftige Tod.

»Was soll das?« murmelte Henderson entsetzt. Er brachte es nicht fertig, seinen Blick von der leblosen jungen Frau zu nehmen, die in ihrer Unterwäsche auf dem eiskalten, nackten Felsenstein lag. »Sie sind ein Mörder, Rox!« Wie eine Anklage kamen die Worte über seine Lippen. Ruckartig warf er seinen Kopf herum.

Rox stand zwei Schritte von ihm entfernt. Im Halbschatten. Seine teuflischen Züge wirkten noch dämonischer in dem zuckenden, schwachen Licht. Die eine Gesichtshälfte befand sich völlig im Schatten, die andere wurde von dem gelben Licht überflackert.

»Sie haben sie ermordet«, stieß Henderson hervor. »Wollen Sie mir damit vor Augen halten – was aus – Jenifer geworden ist?« Hendersons Stimme klang hohl.

»Diese Frau ist nicht tot«, erklärte Rox. »Nicht so jedenfalls, was man normalerweise darunter versteht.«

Er kam zwei Schritte nach vorn. Blitzschnell griff er an die blutleeren Lippen von Susy Ames und schob sie mit spitzen Fingern in die Höhe.

Francis Henderson wich mit einem leisen Gurgeln zurück.

Zwei lange, spitze Eckzähne überragten die Unterlippe.

»Sie ist ein Vampir, eine Untote«, sagte Rox triumphierend.

*

Hendersons Augen waren schreckgeweitet.

Rox drehte sich im Kreis und wies auf die anderen Leiber, die in den Felsennischen lagen.

»Sie sind alle so. Tagsüber sind sie tot. Aber nachts erwachen sie zum Leben. Ihr Metier ist die Nacht. Dann verwandeln sie sich in riesige Fledermäuse und verlassen das Haus, um sich ihre Nahrung zu holen. Blut«, wisperte Howard Rox und seine Augen glitzerten kalt, »Menschenblut.«

Hendersons Blicke irrten in der finsteren Schreckenskammer umher.

»Zehn, zwölf«, murmelte er, von einer Nische zur anderen eilend. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf.

Und dann wurde der bestätigt.

Auch Jenifer – war eine Untote!

Die Zwölfjährige lag in der vorletzten Felsennische. In der letzten lag Mary Simpson.

»Jenifer hat sie mitgebracht«, sagte Rox, als er den angsterfüllten Blick Hendersons sah. »Jenifer ist ein Vampir. Sie hat auch bei Mary Simpson das Mal des Vampirs auf deren Hals hinterlassen.«

Francis Henderson taumelte. Er riß die Hand hoch, als der Schwindel ihn ergriff. Die Stimme von Rox vernahm er aus einer unwirklichen Ferne.

»… sie müssen hier unten sein. Sie müssen sich schützen vor dem Sonnenlicht. Hier sind sie sicher – bis die Nacht kommt. Heute noch sind es zwölf Helferinnen, die mir zur Seite stehen. Morgen werden es zwanzig oder dreißig sein, in vier, fünf Tagen zehnmal soviel. Ganz Carbon Hill wird mir gehören. Von hier aus werden meine Töterinnen weite Landstriche erobern. Die Zeit ist reif. Der Angriff auf die menschliche Gesellschaft steht unmittelbar bevor. Satans Herrschaft auf der Erde kündigt sich an.«

»Sie sind wahnsinnig«, stieß Henderson mit schwacher Stimme hervor.

Er atmete schnell und flach.

Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen.

War es seine Schwäche, hing es mit der dumpfen, verbrauchten Luft hier unten zusammen oder ging das Unwohlsein auf einen magischen Einfluß des unheimlichen Mannes zurück?

Der Boden unter Henderson schien Wellen zu schlagen. Henderson verlor das Gleichgewicht.

Dies alles dauerte nur Bruchteile von Sekunden.

Etwas schlug gegen seinen Arm. Gefahr! verstand der alte Farmer.

Aber er reagierte zu langsam.

Rox entwand ihm blitzschnell das Gewehr, ehe Henderson überhaupt begriff, wie ihm geschah.

Rox lachte teuflisch. »Es ist gestern abend während meiner Abwesenheit einiges passiert, was ich nicht kontrollieren konnte. Aber das ist auch nicht mehr nötig, Henderson. Die Dinge laufen von selbst.«

Die kalte Stimme hallte in Hendersons Ohr.

Er fühlte sich entkräftet, als hätte er schwerste körperliche Arbeit hinter sich.

»Gehen Sie die Leiter hoch, Henderson«, sagte Rox und versetzte dem Farmer mit dessen eigener Waffe einen Stoß in die Rippen. »Ihr Auftritt hier unten ist beendet. Sie haben gesehen, was Sie sehen wollten.«

»Ich schicke Ihnen den Sheriff auf die Bude, Rox«, krächzte Henderson matt.

Was war nur los mit ihm? Er bewegte sich wie eine Marionette.

Jenifer ein Vampir? Ebenso Mary Simpson?

Er konnte es nicht fassen. Die Dinge überstiegen sein Begriffsvermögen.

Sicherlich war dies alles nur ein Traum. Gleich würde er erwachen und feststellen, daß er im Bett lag. Und dann würde er in Jenifers Zimmer gehen und aufatmen, daß sie dort lag und friedlich schlief und alles nicht wahr war.

Aber er erwachte nicht.

Er befolgte den Ratschlag Rox's, und das traumhafte Geschehen erlebte seine Fortsetzung.

Wie in Trance stieg er die Leiter hoch. Howard Rox folgte ihm nach. Die Petroleumlampe blieb unten auf dem Boden des Felsenkellers stehen, da Rox eine Hand für das Gewehr und die andere für den Aufstieg auf der Leiter brauchte.

Sie erreichten das dunkle Zimmer, von wo aus sie die Geheimtür passiert hatten.

Rox dirigierte Henderson in den großen Wohnraum.

Was würde geschehen?

»Eins verstehe ich nicht«, murmelte Francis Henderson. Er versuchte das Gespräch wieder in Gang zu bringen, um Zeit zu gewinnen. Vielleicht nutzte das etwas. Es war nicht ausgeschlossen, daß seine Leute sein langes Wegbleiben merkwürdig fanden und sich auf die Suche nach ihm machten.

Er ertappte sich dabei, wie er Traumgeschehen und Realität durcheinanderwarf.

Er schloß die Augen und atmete tief durch.

Wenn nur diese entsetzliche Schwäche nicht gewesen wäre. Er

fühlte sich matt und verbraucht. Je länger er auf den Beinen stand, desto elender wurde er.

Es schien, als hätte der Weg hierher und die ganze Aufregung ihn derart mitgenommen.

Rox zündete drei Kerzen an.

Er hätte es einfacher haben können, wenn er die dichtschließenden Fensterläden aufgestoßen hätte. Warum tat er das nicht?

»Was verstehen Sie nicht?« bemerkte Rox, als Francis Henderson nicht weitersprach.

Auch Hendersons Konzentrationsvermögen hatte gelitten.

»Sie waren nicht da… und doch wissen Sie alles?« fragte der Farmer müde.

»Merillas Kristall«, sagte Rox mit leiser Stimme. »Er zeigt mir alle Gefahren auf, die mich erwarten. Und so kann ich ihnen rechtzeitig begegnen. Ich wußte, daß Sie heute in meinem Haus anzutreffen waren.«

Henderson schüttelte den Kopf. Sein Schädel brummte.

»Ich verstehe das alles nicht… verrückt… wie ein Märchen… Merillas Kristall?«

»Sie war verschrien als Hexe. Anfangs, als sie um die dreißig herum war, kamen sogar hin und wieder heimlich ein paar Frauen aus den umliegenden Ortschaften und wollten von ihr die Zukunft erfahren. Sie brachten Naturalien, Fleisch und Gemüse und bezahlten damit meine Mutter. Und was Merilla aus ihrem Kristall las, erfüllte sich. Eines Tages erwartete Merilla ein Kind. Da wurde es selbst denen unheimlich, die sie bisher noch geduldet und hin und wieder aufgesucht hatten. Dieses Kind konnte nur vom Satan sein! Merilla lebte allein, es gab keinen Mann im Haus und die Männer der umliegenden Ortschaften ließen sich mit ihr nicht ein. Das Kind, das geboren wurde, war ich. Ich hatte nie einen Vater, Henderson, auch das ist wahr. Auf welche Weise aber wurde Merilla schwanger? Es ist das Geheimnis, das sie mit in ihr Grab genommen hat, aus dem sie manchmal zu mir spricht.«

Henderson glaubte, nicht richtig zu hören.

»Aus dem Grab?« fragte er mit dumpfer Stimme. Der Aufenthalt im Hexenhaus wurde immer mehr zum Alptraum. Erst die Felsenhalle der Vampire, Jenny… mein Gott, Jenny! Ihr mußte doch geholfen werden! »Geben Sie sie frei, Rox, ich bitte Sie darum!«

»Was hätten Sie davon, Henderson? Sie ist nicht mehr ein Kind. Sie ist eine Sklavin, die wie alle anderen auch meinem Willen untersteht. Auch Sie sind infiziert, Henderson. Als Jenifer in der Nacht durch das Haus streifte, hat sie auch bei Ihnen Blut gesaugt.«

Henderson erschauerte.

»Hier, sehen Sie selbst!« Mit diesen Worten reichte er dem Alten

einen Spiegel, den er von der Wand nahm.

Noch ehe Francis Henderson den Spiegel in die Höhe hob, sagte er: »Sie treiben ein böses Spiel mit mir, Rox. Ich habe Sie im Verdacht, daß ich eine Halluzination nach der anderen erlebe, daß Sie mir Ihr Haus so unheimlich wie möglich machen, damit ich nie wieder hierherkomme.« Er betrachtete sich im Spiegel.

»Deshalb fühlen Sie sich schlapp, Henderson. Jenifer – und Mary Simpson – haben von Ihrem Blut getrunken.«

Und wahrhaftig. Am Hals fand der Alte die Bißwunde. Das Zeichen des Vampirs.

Henderson erinnerte sich, daß er letzte Nacht die gleiche Wunde am Hals von Jenifer bemerkt hatte, daß sie es jedoch als eine Verletzung durch den Sturz angesehen hatte. Dies war eine Lüge gewesen. Jenifer hatte genau gewußt, woher die Verletzung stammte.

»Aber warum liege ich nicht da unten, wo die anderen liegen?« kam es tonlos über seine Lippen, doch ein gewisser Triumph klang in seiner Stimme mit, weil er einen offensichtlichen Widerspruch erkannte hatte.

Rox lächelte. In seinen dunklen, unergründlichen Augen blitzte es dämonisch auf. »Es sind nur Frauen, Henderson. Ist Ihnen das nicht aufgefallen? Sie werden Vampire, Töterinnen, Untote, wie immer man es auch bezeichnen mag. Sie gehen auf Jagd, immer wenn die neue Nacht anbricht. Frauen, die das Mal des Vampirs tragen, werden zu Soldaten meiner kleinen Armee. Männer aber werden sterben, sobald der neue Tag anbricht. Das Sonnenlicht löscht sie aus.«

Francis Henderson wollte noch etwas sagen. Da erkannte er die Tragweite dessen, was Rox da sagte.

Der unheimliche Magier, der schlimmer war, als man sich erzählte, hatte sich während des Sprechens immer mehr zur Tür vorgeschoben.

Er stand jetzt direkt daneben.

»Sie können gehen, Henderson«, sagte er eiskalt und riß die Tür auf.

»Nein!« Henderson schrie gellend auf, als er die ungeheuerliche Situation in vollem Umfang begriff.

Tageslicht fiel in das Innere der dumpfen Hütte.

Die Sonne brach durch das zerrissene Gewölk, schmale, bleiche Bahnen standen schräg zum Himmel, wirkten wie Rutschen, auf denen Kobolde zur Erde fuhren.

Henderson nahm seine ganze Kraft zusammen und wollte sich zur Seite werfen, suchte den Schatten, um sich zu schützen.

Wie ein Dampfhammer stieß Howard Rox’s Rechte nach vorn und warf ihn auf die Tür zu.

»Ich habe doch gesagt, Henderson, daß Sie lebend die Schwelle meines Hauses verlassen. Und ich pflege meine Versprechen

einzuhalten.«

Mit einem Fuß stolperte Francis Henderson über die Schwelle.

Ein Sonnenstrahl traf ihn.

Er erlitt das Schicksal der Untoten.

Ein Gurgeln entrang sich seinen Lippen. Er knisterte und ächzte in seinem Körper, als würde etwas in ihm zerbrechen.

Seine Haut wurde plötzlich hart wie ein Panzer, Risse und Sprünge liefen darüber hinweg.

In drei Sekunden ereignete sich das, was normalerweise nach dem Eintritt des Todes Jahre brauchte.

Francis Henderson zerfiel in winzig kleine Staubpartikel.

Von einem Moment zum anderen.

*

Francis Hendersons Alptraum war zu Ende.

Er hatte mit seinem Tod geendet.

Howard Rox stand mit unbeweglicher Miene neben der geöffneten Tür und starrte hinaus in den beginnenden Tag. Die Regenwolken lösten sich auf. Das Sonnenlicht verstärkte sich.

Rox stieß mit dem Fuß in das kleine Aschenhäuflein, das von Henderson übrig geblieben war. Der Staub wehte davon, blieb an feuchten Grasbüscheln und auf den Baumstämmen hängen.

Rox zog die Tür hinter sich ins Schloß und ging den Pfad zurück bis zu der Stelle, wo der Fuchs stand, mit dem Henderson den Berg hochgeritten war.

Das Tier schnaubte wild, als der unheimliche Mann mit den kaltglitzernden Augen sich ihm näherte.

Ein häßliches Grinsen umspielte die schmalen, harten Lippen Rox's.

Er hob das Gewehr Hendersons, das er mitgebracht hatte, preßte die Mündung des Laufs an den Schädel des Tieres und drückte ab.

Wie vom Blitz gefällt brach das Pferd vor seinen Füßen zusammen.

Rox mußte nochmals in sein Haus zurückkehren, weil er etwas vergessen hatte. Er holte aus dem Geheimfach seines Schrankes eine Spritze, die er dem toten Pferd verabreichte.

Solange der Körper noch warm war, würde sich auch nachträglich noch das auswirken, was er erhoffte.

Die Spritze enthielt das gleiche Präparat, das er letzte Nacht auch Susy Ames injiziert hatte. Nach der Verabreichung des rätselhaften Stoffes war die Blondine vergangene Nacht zu einem Vampir geworden. Eine geheimnisvolle Substanz aus dem Blut einer seltenen Fledermausart und Kräuterauszügen verursachte die Verwandlung des Blutes. Nicht nur im Menschenblut, auch im Tierblut wirkte der Stoff.

In dem noch körperwarmen Blut kam es zu einer Kettenreaktion fremder Substanzen.

Im Tod wäre das Pferd zu einem Vampir geworden.

Da die Verwandlung aber im Tageslicht stattfand, zerfiel das Pferd sofort wie Francis Henderson zu Staub.

Der Ledersattel, die Wolldecke und der Lederriemen, mit dem es an den Baum gebunden war, blieben übrig.

Sonnenlicht und das geheimnisvolle Blut, das in den Adern von Vampiren kreiste, vertrugen sich schlecht.

Der Hengst Sindbad war letzte Nacht von den bisher geschaffenen Töterinnen ausgesaugt worden. Sie alle schaufelten für den Hengst eine Grube, legten ihn hinein und tarnten das Loch so gut es ging. Aber die Untoten verschlossen den Kadaver nicht luftdicht, um sicherzugehen, daß sich der Auflösungsprozeß automatisch vollzog. Und die Rechnung war aufgegangen. Henderson hatte durch sein Verhalten noch dazu beigetragen.

Sonnenlicht, das auf das von Henderson freigelegte Hinterbein gefallen war, hatte den Prozeß augenblicklich in Gang gebracht.

Es gab keine verräterischen Spuren mehr.

Die Tiere waren ebenso verschwunden wie die Menschen. Und bald würde es in dieser Gegend sowieso niemanden mehr geben, der ein Interesse daran hatte, den merkwürdigen Geschehnissen auf den Grund zu gehen. Alle würden schon in den nächsten zwei bis drei Tagen in ein und demselben Boot sitzen. Die Frauen des Ortes und auf den Farmen würden zu Untoten werden und ihm willenlos ergeben sein. Die Männer würden dahinsterben und niemand würde wissen, was aus ihnen geworden war.

Der Weg Carbon Hills zu einer Stadt der Untoten war vorgezeichnet.

Ein Mann namens Howard Rox, der wie Dracula über sie herrschte, kam mit seinen Vampiren, um das Leben der Menschen zu ändern und zu vernichten.

*

Rox kehrte mit dem Sattelzeug und dem Gewehr in sein Haus zurück, wo er alles in seinem geheimen Felsenkeller versteckte.

Die Nebel draußen verschwanden, die Sonne gewann mehr und mehr Kraft und die Landschaft rundum machte einen friedlichen und heiteren Eindruck.

Es war eine fröhliche Umgebung. Mit den Schatten der Nacht verlor sich das Unheimliche, das Bedrückende, und wäre jetzt ein uneingeweihter Spaziergänger hierher gekommen, er hätte das Makabre, das erst eine Stunde zurück lag, nicht glauben können.

Rox bereitete sich einen Kaffee, aß dazu trockenes Brot und zwei Spiegeleier.

Nach dem Frühstück zog er sich in die umfangreiche Bibliothek zurück und studierte in den abgegriffenen und modrig riechenden Büchern, die seine Mutter bereits besessen und ihm hinterlassen hatte.

Auch jetzt ließ er die Fensterläden noch geschlossen. Wie seine Geschöpfe, so fühlte auch er sich am wohlsten im Schatten.

Nachdenklich und ganz in sich selbst versunken saß er eine Zeitlang in dem dämmrigen Zimmer und starrte auf einen imaginären Punkt.

Plötzlich erhob Rox sich.

Er ging zu dem massigen Bücherschrank, nahm einen speckigen Folianten heraus und drückte auf einen kleinen aus der Wand ragenden Hebel.

Die Holzwand neben dem Schrank glitt auseinander und gab einen quadratischen Wandtresor frei, in dem es einen mit schwarzem Tuch abgedeckten ovalen Behälter gab.

Vorsichtig, als trüge er eine Kostbarkeit, nahm Howard Rox den Behälter heraus, stellte ihn auf den Tisch und zog das schwarze Tuch herunter.

Unter einer gläsernen Kuppel befand sich ein kopfgroßer Stein, der aufgeschnitten war wie ein Laib Brot.

Unter der rauhen, grauen und krustigen Oberschicht enthüllte sich streifenförmig das rote Innere des seltsamen Steins.

Der rote glasartige Kern glühte in einem geheimnisvollen Licht, als wäre der Stein von innen beleuchtet. Deutlich waren die verschiedenfarbig roten Ringe zu sehen, die zur Mitte hin immer dunkler und glühender wurden. In der Mitte dann befand sich ein Loch, eine rundum mit glitzernden Kristallen besetzte Druse. Wer dort hineinschaute, hatte das Gefühl, in einen glühenden Krater zu sehen. Unter einem Mikroskop war dieser Blick ein Erlebnis, wie ihn sich jeder Steinsammler nur wünschen konnte.

Howard Rox nahm die gläserne Schutzhülle herab.

Rox setzte sich davor und starrte in die Druse.

Das Glühen schien stärker zu werden.

»Der Stein kommt aus der Erde – und bleibt«, murmelte Rox, »der Mensch aber kommt in die Erde – und vergeht.«

Jahrmillionen, Jahrmilliarden mochte dieser Stein schon alt sein. So alt wie die Erde. Vielleicht noch älter. Er existierte schon, als Götter und Dämonen, Zauberer und Ungeheuer auf der Erde weilten. Die Geheimnisse der Vorzeit hätte dieser Stein erzählen können, wenn er sprechen könnte.

Merilla, seine Mutter, war als junges Mädchen in den Besitz dieses Steins gelangt.

Ihm selbst hatte Merilla die Geschichte erzählt, auf welche Weise sie zu dem rätselhaften Stein gekommen war.

»Ein Dämon hat ihn mitgebracht, aus dem Mittelpunkt der Erde«, glaubte er ihre wispernde Stimme zu vernehmen.

Seine Umgebung versank, er sah nur noch das geheimnisvolle Glasen, das einen glutrot wogenden Lichtschleier vor seine Augen wob. Im Innern der Druse war dieses Glühen am stärksten. Die Ungeheuerlichkeit der Farbintensität wirkte hypnotisch.

Das Licht aus der Tiefe der Erde drang in sein Hirn ein.

In dem Glühen und Glosen nahm er Schatten und Nebel wahr.

Sein Blickwinkel veränderte sich. Er nahm alles verzerrt, vergrößert und intensiver wahr, als hätte er eine Droge genommen.

Es war nicht mehr die daumennagelgroße Druse, in die er blickte, der Eingang in ein unbekanntes Abenteuer lag vor ihm.

Die Öffnung war so gewaltig, daß er sich krampfhaft an der Tischplatte festhielt, um nicht in diesen riesigen, gähnenden Krater zu stürzen, der so gewaltig war, daß ein Elefant in diesem titanischen Trichter wie eine Laus gewirkt hätte.

»Ich bin gekommen…«, wisperte die Stimme Merillas in ihm. Eine sanfte, betörende Stimme.

Sie war in ihm und um ihn. Der heiße Odem des Erdinneren wehte ihm entgegen. »Ihr habt mich gerufen. Mehrmals habe ich deine Stimme gehört…, nun sage mir, was du mir zu sagen hast.«

In diesem Moment schlug sein Bewußtsein um. Er wurde Merilla, sah mit ihren Augen, empfand mit ihren Sinnen.

Merilla verfügte über seltsame Anlagen und Talente. Schon als kleines Kind griff sie die Erwachsenen an, beschimpfte und bespuckte sie. In der Kirche war sie einmal auf den Altar zugerannt und hatte dem Priester einen Schubs in den Rücken gegeben, so daß der arme Mann gestürzt war.

Die Gerüchte um Merilla verstärkten sich. Sie ist besessen! hieß es.

In ihrer Nähe ereigneten sich Unfälle und Menschen erschraken, weil sie plötzlich Schreckgestalten zu erkennen glaubten, die sich in Merillas Nähe austobten.

Zum erstenmal zeigten sich die Dämonen.

Aber sie waren nicht immer körperlich sichtbar.

Oft waren auch nur ihre Werke zu erkennen.

War Merilla irgendwo zu Besuch, dann wackelten die Lampen. Glühbirnen zersprangen und seltsames Rumoren erfüllte das Haus.

Man sperrte Merilla ein, beobachtete sie. Ärzte und Psychiater, Priester und Erzieher.

Man behandelte sie.

Umsonst.

Merilla war auf unerklärliche Weise mit der Dämonenwelt

verbunden.

Eines Tages sperrte man Merilla ein. In ein Kloster. Sie entkam. Man sperrte sie in eine Anstalt. Sie entkam.

Mit siebzehn tauchte sie für immer unter.

Irgendwo in einer Berghöhle, Hunderte von Meilen von jeder menschlichen Siedlung entfernt, suchte sie Unterschlupf. Hier ernährte sie sich von Wurzeln und Kräutern, von Fischen und wilden Kaninchen. Sie streunte durch das Land, bis sie an jene Stelle kam, wo der Fürst der Dämonen ihr erschien.

Und diesen Augenblick, den Moment dieser Begegnung erlebte Howard Rox mit.

Nebel und Dämpfe stiegen auf. Schatten formierten sich zu schrecklichen Fratzen an den bizarren, zerklüfteten steilen Wänden.

Merilla Rox stand mit lachendem Gesicht vor dem rotglühenden Trichter.

Sie war jung, verführerisch, eine Augenweide für jeden Mann.

Aber sie war eine Hexe, auserwählt, anderen Schaden zuzufügen und Böses zu tun.

Mit Donnergetöse brach die Erde auf.

Am Fuße des gigantischen Trichters erhob sich etwas. Es war ein Dämon. Der Titan schien ein Teil des Berges zu sein. Sein Körper war den Steinen und Felsen gleich, seine gewaltigen Arme waren kantig und grau wie der Schuppenpanzer einer urwelthaften Echse. Sein riesiges, furchterregendes Gesicht schob sich aus dem glosenden Schlund, kam wie eine Rakete in die Höhe, füllte den gesamten Hintergrund des Berges aus.

»Ich bin Vaanthuu«, dröhnte die mächtige Stimme der gespenstischen, furchteinflößenden Erscheinung durch die Nacht. »Ich habe dich in deinen Träumen gerufen, und du bist gekommen. Du bist eine gute und treue Dienerin, Merilla. Das soll belohnt werden. Aus der Tiefe meines Reichs bringe ich dir ein Geschenk mit.«

Seine gigantische Hand hielt den Stein wie einen Krümel, den er fallen lassen wollte.

»Es ist der Stein der Wahrheit. Er soll dir alle Zeit den Weg zeigen, den du gehen sollst. Er wird dir aufzeigen, wen du fürchten mußt. Er gehört dir. Er wird – über dein Leben hinaus – mit dir verbunden sein. Dein Geist wird allezeit in diesem Stein gefangen sein. Du darfst ihn jedoch niemals an einen Menschen weitergeben, Merilla. Diese Bedingung mußt du erfüllen.«

»Diese Bedingung werde ich erfüllen.« Merilla Rox streckt die zarten, feingliedrigen Arme aus. Das rötliche Glosen schimmerte auf ihrer Haut, verlieh ihr ein rosiges Aussehen.

Vaanthuu, der Dämon aus der Tiefe, reichte ihr den Stein, den sie mit beiden Händen entgegennahm.

Nebelschwaden verdichteten sich. Der Riese sank in sich zusammen, wurde winzig klein, löste sich auf.

Für einen Augenblick verschwand der bizarre, gespenstische Hintergrund, und Howard Rox empfand die Umgebung seiner Behausung.

Doch der Eindruck währte nur den Bruchteil einer Sekunde.

Das Innere des Steins fing erneut zu leben an.

Aus dem roten Nebel schälte sich ein Gesicht.

Es war Merilla, die Hexe.

Ihr böser Geist, der überall im Haus zu lauern schien, der jedem Gegenstand anhaftete, den sie einmal in der Hand gehabt hatte, war hier auf ein Höchstmaß konzentriert.

»Gefahr«, murmelte die leise, kühlklingende Stimme. »Hüte dich vor einem Mann namens Merthus – Professor Bert Merthus.«

Die Warnung überraschte ihn.

»Merthus, Mutter? Ich habe den Namen nie gehört. Warum muß ich mich vor ihm in acht nehmen?«

»Merthus wird mit einem Mann namens Björn Hellmark zusammentreffen. Hellmark besitzt ein Buch, in dem die Geheimnisse der Vergangenheit stehen. Merthus soll versuchen, den fremden Text zu entziffern. Es wird Veränderungen geben, mein Sohn… große Veränderungen… wenn nichts geschieht.«

»Wo kann ich Merthus finden, Mutter?«

»Ich sehe eine große Stadt… sie ist sehr, sehr groß… viele hohe Häuser, Wolkenkratzer…«

»New York«, entfuhr es Howard Rox.

Unbeirrt fuhr das Schemengesicht im Innern des roten Kraters fort. »Ich sehe Berge… hügeliges Land…«

Howard Rox preßte die Lippen zusammen. So war es immer, wenn Merilla sich aus dem Jenseits meldete. Es gelang ihr ausgezeichnet, sich auf Menschen, Stimmungen und Gefühle einzustellen. Ihr ungewöhnliches Wesen empfing diese Strömungen im Jenseits. Bei toten Gegenständen allerdings waren ihre von Dämonen verliehenen seherischen Gaben merklich eingeschränkt.

Sie versuchte dann aus dem Fluidum, das sie registrierte, aus Geschehnissen, die irgendwann und irgendwo einmal typisch gewesen waren und die ihre Spuren hinterlassen hatten, ein Bild des betreffenden Gegenstandes oder der Stadt oder des Ortes, den sie zu beschreiben gedachte, zu entwerfen.

»… nicht New York… weniger Menschen… nicht weit von unserer Hütte entfernt.«

Howard Rox kniff die Augen zusammen, als er diese Worte vernahm. Es gab nicht allzu viele große Städte in der Nähe von Carbon Hill.

Aber dann kam ein Hinweis, der mit einem Schlage Klarheit verschaffte.

»Viele Bahnhöfe… viele Bahnlinien… überhaupt ist es die Eisenbahn, die jener Stadt Bedeutung verliehen hat.«

Howard Rox's Hirn arbeitete wie ein Computer.

Nicht weit von der Hütte entfernt? Bei einem Geist mußte man vorsichtig sein, was Zeit- und Maßangaben betraf.

Er lebte in der Ewigkeit. Er war nicht ortsgebunden. Zeit und Raum waren bedeutungslos für ihn.

Nicht weit konnte ebensogut eine Meile wie tausend Meilen bedeuten.

»Ich sehe ein großes Feuer… Häuser brennen… Sezessionskrieg… Endstation der Eisenbahn… als Endstation gegründet.«

Ihre Worte erfolgten jetzt ganz schnell hintereinander.

»Atlanta!« kam es über die Lappen von Howard Rox.

Keine Bestätigung, keine Verneinung. Merilla lieferte keine fertigen Lösungen. Man mußte aufpassen, mitdenken.

Die Umrisse des Gesichts lösten sich auf.

Merilla verschwand.

Der Bann fiel von ihm ab.

»Professor Merthus«, murmelte Rox gedankenverloren. »Dann werde ich dafür sorgen, daß es erst gar nicht zum Zusammentreffen zwischen ihm und diesem Hellmark kommt.«

*

Björn Hellmark kam am späten Nachmittag auf dem Kennedy-Airport in New York an.

Sofort nach der Abfertigung und der Erledigung der Zollformalitäten, die er über alles haßte, weil er der Ansicht war, daß Grenzen ein Übel und weltfremd waren, ließ er sich mit dem Taxi zum Ambassador fahren.

Dort machte er sich frisch und ging dann in das Restaurant, um etwas zu essen.

Um die frühe Abendstunde war noch nicht sehr viel los. In dem großen, gemütlich eingerichteten Speiseraum waren erst wenige Gäste anwesend.

Hellmark wählte einen Eckplatz. Von hier aus hatte er einen vorzüglichen Überblick über den Saal.

Zwei Tische von ihm entfernt saß eine Mutter mit ihrer Tochter.

Die Ähnlichkeit zwischen beiden Frauen war frappierend.

Die eine war die um dreißig Jahre jüngere Ausgabe der anderen. Björn Hellmark schätzte die ältere Frau am Tisch auf Anfang fünfzig.

Sie wirkte gepflegt und reich. Das verrieten Kleidung und

Schmuck, den sie für seine Begriffe etwas zu üppig trug.

Hellmark ließ sich die Karte bringen, bestellte einen Gin Fizz und begann, in Ruhe die Speisekarte zu studieren, eine Lektüre, die sich im Ambassador lohnte. Die beiden Frauen blickten oft herüber. Aus den Augenwinkeln heraus nahm Björn die Bewegung wahr. Sie sprächen über ihn. Ein paar leise Wortfetzen wehten an sein Ohr.

»… er sieht gut aus… ein Mann… gefallen würde…«

Hellmark grinste still vor sich hin. Er legte die Karte kurz aus der Hand, als die Bedienung kam und den Gin Fizz brachte.

Hellmark griff darnach, hob das Glas und warf einen Blick an den Nachbartisch zu Mutter und Tochter.

»Auf das Wohl der beiden Damen«, sagte er leise und nickte ihnen freundlich zu.

Mutter und Tochter sahen sich an. Die Wangen der Jungen röteten sich.

Sie war höchstens zwanzig, ein zartgliedriges, wohlproportioniertes Wesen mit Kirschenaugen, Seidenwimpern und dichten, langem Haar, das die runden, nackten Schultern berührte.

Sie war jung, schön und interessant.

Ihre Lippen flüsterten ein leises »Cheerio«, als auch sie das Glas hob, in dem ein rassiger Sherry funkelte.

Hellmark lächelte ihr zu. Und sein Lächeln wurde erwidert, mit einem vielversprechenden Blick und einer Geste, die sicherlich kein Zufall war.

Mutters Tochter löste ganz langsam den Rand des Trinkglases von ihren feuchtschimmernden Lippen und ihr halbgeöffneter Mund verblieb zwei Sekunden lang scheinbar nachdenklich am Glas.

Dann erst setzte sie es ab.

Nachdenklich war ihr Blick auf den gutaussehenden Hellmark gerichtet. Ihr Mund war noch immer halbgeöffnet und die gleichmäßigen Zähne blitzten dahinter wie geschliffene Steine, rein und weiß.

Dieses Mädchen war ein Vulkan. Die Art wie sie sich verhielt, gab ihm zu denken. Sie war selbstbewußt und sicher. Ihre Schönheit und ihr offensichtlicher Reichtum waren ausschlaggebend, daß sie sich jeden Wunsch erfüllen konnte. Männer schienen für sie eine Art Ware zu sein. Wenn sie sich einen wünschte, dann bekam sie ihn auch.

Über die Rufanlage meldete sich in diesem Moment eine ölige Stimme.

»Mister Hellmark, Telefon für Mister Hellmark.«

Björn war überrascht. Wer hatte jetzt den Wunsch, ihn zu sprechen?

Nur zwei Personen wußten, daß er im Ambassador einquartiert war: Carminia und Professor Merthus.

Hellmark war überzeugt davon, daß nur Carminia ihn sprechen wollte.

Er ging in die Zelle, schloß die schalldämpfende Glastür hinter sich und nahm den Hörer ab.

»Hallo, Liebling«, sagte er grinsend. Er liebte diese Art Überraschungen. Er war überzeugt davon, daß nur Carminia Brado am anderen Ende der Strippe sein konnte.

Aber er erhielt eine kalte Dusche.

»Hallo, Mister Hellmark? Sind Sie es?« Es war die Stimme von Merthus.

Björn Hellmark verdrehte die Augen.

»Entschuldigen Sie, Sir. Ja, hier Hellmark. Ich dachte, meine Freundin sei am Apparat. Die kommt auf solche ulkigen Ideen, um nachzuprüfen, ob ich ihr noch treu bin. Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, von Ihnen zu hören. Wir hatten eine genaue Terminabsprache, Professor. Ist etwas dazwischengekommen?«

»Ja. Deswegen rufe ich an.« Bert Merthus Stimme klang bedrückt. »Es sieht so aus, als ob aus unserer New Yorker Begegnung nichts wird, Mister Hellmark.«

»Erwartet man Sie früher in Teheran?«

»Ich kann nicht kommen. Es geht mir nicht gut. Das tut mir sehr leid. Ein plötzliches Nervenfieber. Der Arzt hat mir strengstens untersagt, das Haus zu verlassen.«

Hellmark nickte. »Das ist etwas anderes. Gegen eine plötzliche Erkrankung ist keiner gefeit. Das ist schade, aber nicht zu ändern. Ich werde mich auf jeden Fall die nächsten beiden Tage noch in New York aufhalten. Hier im Ambassador. Sollte es Ihnen unerwartet besser gehen, dann…«

»Aber nein, Mister Hellmark. So ist das nicht gemeint. Wir können uns natürlich sehen. Nur von der Reise muß ich Abstand nehmen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, hierherzukommen, noch heute abend?«

»Natürlich nicht. Aber ob das angebracht wäre, bei Ihrem Zustand?«

»Sie wissen, wie die Ärzte sind. Man hat mir lediglich verboten, das Haus zu verlassen. Kein Mensch aber hat gesagt, daß ich keinen Besuch empfangen darf. Sie würden mir eine Freude damit machen, wenn Sie hierher kämen. Wir brauchen unser Vorhaben nicht zu verschieben. Sie haben die Reise von Europa nach Amerika gemacht, und nun ließe ich Sie im Stich. Das kommt nicht in Frage. Nach Atlanta verkehren Maschinen so oft wie Züge. Fliegen Sie noch heute abend ab, Mister Hellmark! Je früher wir uns sehen, desto besser.«

Björn kniff die Augen zusammen. In der Stimme von Merthus war ein Unterton, der ihn aufhorchen ließ.

Merthus war offensichtlich nervös, obwohl er sich bemühte, sich das nicht anmerken zu lassen. Seine Stimme klang krank und schwach, als laste ein furchtbarer Druck auf ihm.

Hellmark erklärte sich schließlich bereit, Merthus Ratschlag zu befolgen, nachdem dieser ihm versichert hatte, daß er sehr großen Wert auf die Begegnung lege.

Hellmark bat kurz darauf den Portier, im Flugplan nachzusehen, wann die nächste Maschine nach Atlanta startete und ob er noch ein Ticket buchen könne.

Die nächste Maschine ging in fünfunddreißig Minuten.

Telefonisch wurde die Buchung des Tickets bestätigt.

Dem umgehenden Antritt des Fluges stand nichts im Wege.

Hellmark nahm davon Abstand, jetzt noch ein Essen zu bestellen. Das konnte er während des Flugs nach Atlanta im Flugzeug erledigen.

Er bezahlte sein Apartment für drei Tage im voraus, packte seine Siebensachen um, beschränkte sich auf das Notwendigste, was er in Atlanta brauchte, und ließ sich ein Taxi kommen.

Das alles war innerhalb von sieben Minuten erledigt.

Seine überraschende Abreise blieb auch von Mutter und Tochter nicht unbemerkt.

Scheinbar zufällig waren sie nach dem beendeten Telefongespräch in die Halle hinausgegangen und hatten sich hier hingesetzt.

Dabei war ihnen auch das Gespräch zwischen Hellmark und dem Portier nicht entgangen.

Als Björn jetzt, mit nur einer Reisetasche ausgestattet, durch die Halle kam, sah er Mutter und Tochter in den ausladenden Sesseln sitzen. Die Junge blätterte gelangweilt in einem Magazin, war mit ihren Gedanken jedoch ganz woanders. Die Beine übereinandergeschlagen, leicht zurückgelehnt, bot sie einen reizvollen Anblick.

Die Mutter stand kaum zurück. Sie war eben nur ein paar Jährchen älter.

»Sie wollen uns schon wieder verlassen?« fragte Mutter und beugte sich ein wenig nach vorn. »Hoffentlich keine unangenehme Nachricht?«

»Zum Glück nicht. Ich bin nur für ein paar Tage weg.« Hellmark zuckte mit den Achseln und lachte jungenhaft.

»Wie schade.« Die Junge warf ihm einen Blick zu, daß sich Casanova die Haare gesträubt hätten. »Ich habe mich schon darauf gefreut, mit Ihnen ein wenig plaudern zu können. Es ist langweilig hier im Hotel.«

»In New York gibt es tausend Zerstreuungen. Madame«, entgegnete Björn und sah sie beide abwechselnd an. »Kino, Theater, Restaurants, Kabarett – ich könnte Ihnen eine Menge davon erzählen. Und zeigen.

Leider drängt meine Zeit. Ich muß meine Maschine nach Atlanta noch kriegen. Ich habe mir den Abend auch ruhiger – und erholsamer vorgestellt.«

»Aber Sie kommen ja wieder«, meinte die Junge. »Vielleicht können wir dann auf Ihr Angebot, uns New York zu zeigen, zurückgreifen?«

»Gern, Madame. Es wird mir ein Vergnügen sein.«

Er nickte den beiden zu und ging hinaus. Der Hotelboy riß die Glastür auf. Draußen stand schon das Taxi.

Auch hier war die Tür geöffnet.

»Zum Flugplatz«, sagte Hellmark, »aber rasch. Ich muß die achtzehn fünfundvierzig nach Atlanta noch kriegen.«

Der Fahrer nickte. Björn warf einen Blick zur Seite. Hinter dem Glasportal stand die Tochter, ihm vielsagend nachblickend. Sie hob die Hand, winkte leicht.

Der Taxichauffeur war einer von der Sorte, die ihre Augen überall hatten. »Donnerwetter«, preßte er durch die Zähne. »So was lassen Sie hier allein zurück? Das ist ja sträflicher Leichtsinn.«

»Ich weiß. Aber es geht nicht anders.«

Der Wagen machte einen Ruck nach vorn. Der Fahrer startete das Fahrzeug, als gelte es, die Anziehungskraft der Erde zu überwinden. Hellmark wurde in die Polster gedrückt.

Der Chauffeur kratzte sich im Nacken und seufzte. »Die Geschäfte gehen wohl vor, wie?«

»Ist manchmal so. Wenn ich allerdings das Geschäftliche mit dem Angenehmen verbinden kann, tue ich das, woimmer sich mir die Gelegenheit bietet. Aber ich komme ja wieder.«

»Wenigstens ein Trost. Da wird sie sich aber freuen.«

»Ich hoffe doch.«

»Oder schon wieder eine andere im Sinn, hm?« begann der Chauffeur sofort wieder von neuem, nachdem Björn schon gehofft hatte, die bisher erteilte Auskunft würde ihm genügen.

Aber der Chauffeur war unersättlich.

Er war neugierig. Und seine Neugierde wurde fast schon peinlich. Er schien das für einen besonderen Kundendienst zu halten, wie er mit seinem Fahrgast sprach.

Er wußte eine Menge zu erzählen. Über das Liebesleben von Männern und Frauen, die er während seines zweiundzwanzigjährigen Daseins als Taxifahrer schon kutschiert hatte.

Die Herrschaften, stellte Björn fest, schienen recht auskunftsfreudig gewesen zu sein. Der Taxichauffeur wußte Nettigkeiten zu berichten, für die ein Autor von Sexromanen dankbar gewesen wäre. Auf diese Weise hätte er seine Kenntnisse bedeutend erweitern können.

Der Fahrer schien überhaupt der Meinung zu sein, daß jeder, den

er fuhr, ein Sexprotz sein müsse und ganz scharf darauf, die tollsten Dinge zu hören.

Hellmark saß da mit geschlossenen Augen, während das Taxi mit irrsinniger Geschwindigkeit durch die abendlichen, neonlichterflackernden Straßen New Yorks raste.

Trotz seiner Erzählwut fuhr er einen ausgezeichneten Stil. Ständig wanderten seine Blicke vom Rückspiegel zum Außenspiegel, auf die Uhr, um sich zu vergewissern, ob er den Abflug der Maschine noch schaffte oder nicht.

Die Reifen quietschten, wenn er um die Ecken kurvte. Mehr als einmal auch überfuhr er eine rote Ampel und wich heranbrausenden Fahrzeuge, die mit einem solchen Manöver nicht gerechnet hätten, gewandt aus.

Der Mann steuerte seinen Wagen nicht zum erstenmal so durch New York. Er kannte die besten Abkürzungen, umging geschickt alle Baustellen und freute sich, wenn er wieder mal ein paar Sekunden herausgeschunden hatte.

Hellmark merkte, wie ihm warm wurde. »Sie hetzen uns noch die Polizei auf den Pelz.«

»Ach, i wo«, winkte der Fahrer ab und warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel. »Um diese Zeit tut von denen doch keiner mehr was. Die sind doch auch froh, wenn sie ihre Ruhe haben. Hier in den Straßen fährt kein Schwein Streife. Die haben ihre Kutschen alle in den Nebenstraßen stehen, wo es Bars und Lokale gibt, wo die Mädchen an den Straßenecken stehen. Wenn's dunkel wird, haben die doch mehr davon, wenn sie dort rumkurven. Da ist was los, da gibt's was zu sehen. Das ist denen doch mehr wert als ein Strafmandat von einem armen Taxifahrer. Ne, Mister, Sie kennen New York nicht. Sie haben keine Ahnung, was wirklich hier los ist. Alles korrupt, alle bestochen. Unsere Cops, die taugen doch keinen Schuß Pulver mehr. Und das muß man ausnutzen. Die Kerle haben doch auch nur noch die Weiber im Sinn – kaum sehen sie 'nen kürzen Rock und 'n paar stramme Beine, machen die sich einen Jux draus und lassen sich von dem Girl den Paß zeigen, damit sie Gelegenheit haben, bei Gelegenheit mal anzuklopfen. Die Burschen sind doch alle sexbesessen, glauben 'se mir das, Mister.«

*

Björn Hellmark versuchte sich eine Meinung über das offenbar etwas merkwürdige und verrutschte Weltbild seines Fahrers zu machen.

In der Kürze der Zeit, die ihm bis zum Erreichen des Airports zur Verfügung stand, schaffte er das aber beim besten Willen nur

unvollkommen.

Die Begegnung mit dem Fahrer war wie ein Rausch, war Hektik und Karussell.

Björn Hellmark fühlte sich mit dem Wagen und dem Redeschwall seines Fahrers förmlich durch die Straßen der Stadt gepeitscht.

Auch auf dem Flughafen ging es in der gleichen Hektik weiter.

Die Maschine stand schon startbereit. Alle Passagiere befanden sich schon an Bord. Hellmark jagte über das Flugfeld, auf die bereitstehende dreimotorige Maschine zu. Kaum daß er seinen Platz eingenommen hatte, wurde der Metallvogel zum Start freigegeben.

Steil stieg er an.

Als die Stewardeß ihn nach seinen Wünschen fragte, hatte er nur einen: »Einen Whisky bitte, einen doppelstöckigen!«

*

Es war spät, als die Maschine in Atlanta landete, aber es war nicht zu spät, Bert Merthus aufzusuchen, der seinen Gast erwartete.

Vor dem Flugplatz in Atlanta nahm er sofort ein Taxi. Im ersten Moment wußte der Fahrer nicht, wo die Straße lag, die Merthus Hellmark angegeben hatte.

Doch dann nickte er. »Dort bauen die doch wie die Verrückten«, winkte er ab. »Die ganzen Buden von 1873 ab haben sie vor einiger Zeit mit einem Raupen-Schlepper zusammengeschoben. Dort wohnt doch kein Schwein mehr, ’ne öde Gegend. Und die neuen Wohnungen sind noch nicht fertig. Meine letzte Fuhre dorthin hatte ich vor zwei Jahren, da vergißt man den Weg.«

Er lachte und fuhr los.

Diese Fahrt verlief zum Glück ruhiger.

Der Mann war weniger geschwätzig. Das Thema Sex schien ihn überhaupt nicht zu interessieren.

Während der gut eine halbe Stunde dauernden Fahrt wechselten sie keine fünf Sätze.

Björn Hellmark guckte spazieren.

Sie kamen anfangs durch belebte Straßen. Erstaunlich viel Jugendliche auf Motorrädern und Mopeds fielen dem Deutschen auf. Sie machten einen Höllenlärm.

Aber das war keine Besonderheit für Atlanta.

Auffällig waren sehr viele farbige Amerikaner im Straßenbild. Das war in New York anders.

Es ging an einem Autofriedhof vorbei. Die Wracks waren turmhoch aufeinandergestapelt. Hier hinten standen nur vergammelte Schuppen.

Im Vorbeifahren erhaschte Hellmark ein paar abgeschlaffte Typen, die vor einem aufgeschütteten Erdhaufen hockten und einen

Superjoint im Kreis ’rumgehen ließen.

Dann lag eine stockfinstere Straße vor ihnen. Wald links und rechts der Fahrbahn. Kein Auto weit und breit, keine Menschenseele zu sehen.

Merthus wohnte weit draußen.

Die Scheinwerfer rissen riesige Erdhaufen aus der Dunkelheit. Dazwischen vermoderte Balken und Bretter, die total verwittert waren.

Weiter vorn, in der Nähe einer stillgelegten Nebenbahnstrecke, ragten die ersten Skelette von Hochhäusern in den nächtlichen Himmel.

Die Gegend war trist und bedrückend.

Aber wahrscheinlich spielte dabei auch die Dunkelheit eine Rolle. Bei Tageslicht sah das vielleicht halb so schlimm aus.

Links ein Bretterzaun, auf den Kinder obszöne Bilder und Wörter gemalt hatten. Zum Teil mit Kreide, zum Teil mit dick hingepinseltem schwarzem Lack.

Des Landes bester Nachwuchs schien hier auch nicht gerade schöpferisch tätig gewesen zu sein. Wörter und Sätze strotzten von Fehlern.

»Auch die Anatomie stimmt nicht«, murmelte Hellmark.

Der übelbemalte Zaun ging zu Ende. Im Hintergrund ragten Baukräne genHimmel. Baumaschinen waren scheinbar achtlos auf freiem Feld abgestellt, als hätten die Arbeiter Maschinen und Gerät einfach im Stich gelassen, um einem wilden Streikaufruf zu folgen.

Das Land wurde flacher. Die Straße dafür um so schlechter.

»Sind wir denn wirklich richtig?« wagte Hellmark zu fragen. Merthus schien am Ende der Welt zu wohnen.

Der Fahrer nickte. »Verstehen Sie nun meine Reaktion auf dem Flugplatz vorhin?«

Selbst das »Vorhin« schien nicht hierher zu passen. Björn kam es vor, als sei er vor einer Ewigkeit in das Taxi gestiegen.

»Ich habe vollkommen vergessen, daß es dies hier überhaupt noch gibt«, fuhr der Chauffeur fort. »Irgendwo am Ende dieser Straße muß ein Pfad abzweigen. Dort müßte das Haus stehen. Wenn Straßenangabe und Nummer stimmen.«

Links und rechts ein paar vereinzelte Bäume, die die Raupenschlepper gnädig als Zeugen einer vergangenen Zeit stehengelassen hatten. Unter den Wipfeln uralter Bäume dann abseits vom Weg ein ebenso uraltes Haus.

Zweistöckig, im Stil etwas an ein Farmgebäude erinnernd. Aber aus Ziegelsteinen.

Hinter den Fenstern im Parterre brannte Licht. Sogar eine Nummer gab es an dem niedrigen Tor, das in einem klapprigen Lattenzaun

hing.

Nummer 17. Es stimmte.

Hellmark zahlte, griff nach seiner Reisetasche und verabschiedete sich von dem Fahrer.

Das Motorengeräusch hatte den Bewohner des, Backsteinhauses bereits alarmiert.

Ein Vorhang wurde zurückgezogen, ein dunkles Gesicht erschien an der Scheibe.

Der Chauffeur wendete und fuhr davon, nachdem Hellmark ihm ein fettes Trinkgeld zugesteckt hatte, das von ihm dankbar angenommen worden war. So ganz geheuer schien dem Fahrer diese Fahrt nicht gewesen zu sein. Ein abseits liegendes Ziel, allein mit einem Fremden, da machte man sich schon seine Gedanken.

Die roten Rücklichter wurden von der Dunkelheit aufgeschluckt. Staub wurde aufgewirbelt, rote, trockene Erde. Er reizte zum Husten.

Björn Hellmark wandte sich dem Haus zu.

Noch ehe er die altmodische Glocke anschlagen konnte, die armselig und verrottet an einem Pfosten hinter der Tür hing, wurde die Tür zum Haus bereits geöffnet.

Licht flammte auf, beleuchtete den Plattenweg, der zum Haus führte.

»Mister Hellmark!« rief Bert Merthus von der Tür her und hob beide Arme, als wolle er seinen Gast umarmen. »Daß Sie sich wirklich noch auf den Weg gemacht haben, finde ich großartig.«

Merthus stand auf der obersten Treppenstufe.

Hellmark ging ihm entgegen.

»Bemühen Sie sich nicht, Professor«, rief der Deutsche seinem ältlichen Gastgeber zu. Im Licht wirkte Merthus graues Haar weiß. Der Archäologe hatte ein sonnengebräuntes, verwittertes Gesicht, ein Zeichen dafür, daß er sich fast nur im Freien und in frischer Luft aufhielt und auch bei der stärksten Sonneneinstrahlung keine Gelegenheit hatte sich zurückzuziehen.

Merthus hatte eine kräftige Nase und ein energisches Kinn. Er stand in etwas gebückter Haltung in der Tür.

Die beiden Männer reichten sich die Hand. Merthus Handschlag war kräftig.

»Der ganze Aufwand wäre nicht nötig gewesen, Professor«, sagte Björn Hellmark, während sie in das Haus gingen. Merthus schloß die Tür zweimal ab und legte eine Sicherheitskette vor.

»Hier muß man aufpassen«, erklärte Bert Merthus. »Die Zeiten haben sich geändert, Mister Hellmark. Wenn Sie sich gewundert haben, als ich Sie am Telefon fragte, wie Sie aussehen, dann kennen Sie jetzt sicherlich den Grund. Ich muß genau wissen, wer hierherkommt. Gerade nach Einbruch der Dunkelheit. Allerlei

lichtscheues Gesindel treibt sich hier ’rum. Ich weiß nicht, was mit unserer Jugend los ist, was noch aus ihr werden soll. Sie macht sich kaputt. Hier in der Peripherie treffen sich die Grüppchen, und dann wird gemeinsam gehascht. Das Geschäft macht der Dealer, und die jungen Menschen machen sich kaputt. Aber das begreifen die alle nicht. Am Autofriedhof hocken sie herum. Man muß als alter Mann Angst haben, allein einen Spaziergang zu machen. Die Burschen schlagen einen, wenn sie high sind, einfach zusammen.«

Er blickte Hellmark an. »Aber Sie sind aus anderem Holz geschnitzt, das sehe ich Ihnen an. Freut mich. Sie endlich persönlich kennenzulernen. Sie sind noch jung, Sie wissen, was Sie wollen. Sie haben ein Ziel. Was Sie vorhin sagten, von wegen ’wäre nicht nötig gewesen’, will ich nicht mehr hören. Das paßt nicht zu Ihnen.«

Er war ein ausgezeichneter Menschenkenner.

»Es war nötig, Mister Hellmark«, fuhr Merthus fort. »Seit letzte Nacht habe ich kein Auge geschlossen. Ich war ständig damit beschäftigt mit der Kopie aus Ihrem Buch…«

»Vielleicht ist dies der Grund, weshalb Sie krank geworden sind«, bemerkte Hellmark, als der Professor in seinem wollenen Morgenmantel an ihm vorbei in das große Zimmer ging, das ausgestattet war, wie man es sich bei einem Gelehrten vom Status Merthus nicht anders vorstellte.

Gewaltige, bis zum Bersten gefüllte Bücherregale. An den Wänden Karten und Pläne, auf denen die Reisen eingezeichnet waren, die Merthus in seinem Leben unternommen hatte.

Auf einem breiten Regal standen zusammengestückelte Tonvasen aus der menschlichen Vorgeschichte.

»Es war nötig«, begann Merthus schon wieder. »Sie sehen, was von einer Stunde auf die andere passieren kann. Ich bin ein alter Mann. Ich kann morgen auf der Nase liegen. Das Buch, Mister Hellmark, Sie haben das Buch dabei?«

»Ja, natürlich. Um auf die Kopie zu kommen, Professor: Kamen Sie damit zurecht? Glauben Sie, daß es möglich ist große Teile eines umfangreichen Textes zu entziffern und zu übersetzen?«

Merthus sah ihn aus matten Augen an. Große Tränensäcke hingen darunter. »Ich bin überzeugt davon. Sie wurden richtig beraten, als man Sie an mich verwies. Es gibt eine Tafel aus einem unbekannten Metall, auf dem ich verwandte, sehr ähnliche Schriftzeichen entdeckte und katalogisiert habe. Diese Tafel ist niemandem bekannt. Außer mir. Ich weiß, daß sie von Atlantis stammen muß.«

Die Blicke der beiden Männer fraßen sich fest.

Hellmark merkte, wie das Blut schneller durch seine Adern pulste.

Was Merthus da behauptete, übertraf alles, was er erwartet hatte. Merthus war der erste Mensch, den er sprach und der von der Existenz

von Atlantis überzeugt war.

Nun gab es sogar einen Fund, der so ungeheuerlich war, daß Bert Merthus es bis zur Stunde nicht hatte riskieren können, darüber öffentlich zu sprechen.

»Darf ich das Buch sehen Mister Hellmark?«

Björn öffnete seine Reisetasche. Darin befand sich außer einer Anzahl persönlicher Utensilien eine flache Plastikbox. Die nahm Hellmark heraus, öffnete sie. Die Box war ausgepolstert mit einem weichen Samtbelag.

Der Deutsche nahm das Buch heraus, das golden schimmerte.

Ehrfürchtig nahm Bert Merthus dieses kostbare Exemplar in die Hand und ging zum Tisch. Björn folgte dem Professor.

»Es ist kein Papier oder ein sonst uns bekannter Stoff«, murmelte Merthus, während er ehrfürchtig seine runzelige Rechte über die glatte Oberfläche gleiten ließ. »Eine Metallfolie, Mister Hellmark. Weich und doch reißfest und unverwüstlich, wie wir sie heute nicht kennen. Dieses Buch sieht aus, als wäre es erst vor kurzem hergestellt worden.«

Er tastete die großen klobigen Zeichen ab, die den Umschlag zierten.

»Gesetze, Hinweise, Propheten«, murmelte er. »Dies ist das Symbol dafür.«

»Es ist das ’Buch der Gesetze’, richtig«, bemerkte Björn.

Merthus nickte. »Daß ich diesen Moment erleben darf«, sagte er mit schwacher Stimme. Hellmark kam es vor als schwanke der Professor, als würde ihm schwindelig werden. Der Deutsche schrieb es der Überbelastung zu und der Erregung, die dieses Buch in ihm auslöste. »Ich habe mein Leben lang Tausende von Tonplatten studiert, habe mich in den Sinn fremder, heute nicht mehr bekannter Sprachen und Symbole eingefühlt, um zu erkennen, wie man damals gedacht und gelebt hat und weshalb man dies oder jenes niedergeschrieben hat. Dabei stieß ich auf erstaunliche Dinge. Ich bin der Ansicht, daß viele Elemente in der Sprache der alten Griechen beispielsweise und auch in ihrer Kultur eindeutig nicht auf eigene griechische Entwicklung zurückgehen. Die Einflüsse kamen von einem anderen Volk, das älter, erfahrener und noch klüger und fortgeschrittener gewesen ist: Atlanter.« Er klappte die Umschlagseite auf. »Aber am besten ist es, wenn Sie mir erst mal erzählen, wie und auf welche Weise Sie in den Besitz dieses Buches gelangt sind, wie Sie es gefunden oder erstanden haben und…«

»Das sprengt den Rahmen unserer Vereinbarung, Professor«, meldete sich da eine fremde Stimme.

Ruckartig warf Björn Hellmark den Kopf hoch.

In dem mit einem schweren weinroten Vorhang versehenen

Durchlaß stand wie aus dem Boden gewachsen eine Gestalt.

»Sie haben Besuch, Professor Merthus? Ihr Arzt?« fragte Björn Hellmark mißtrauisch.

Der Mann in der Zwischentür gefiel ihm nicht.

Sein Äußeres war schon unangenehm. Seine Augen glitzerten kalt, der spitze Haaransatz und das dreieckige Bärtchen an seinem Kinn verliehen ihm etwas Dämonisches.

»Wenn es so wäre, hätte ich es Ihnen längst gesagt«, murmelte Merthus mit bebenden Lippen. Fahrig fuhr seine Hand über seine Stirn, auf der plötzlich der Schweiß perlte. »Es tut mir leid, Mister Hellmark. Ich habe Sie hintergangen. Hintergehen müssen.«

»Das Buch«, sagte der Fremde und kam näher. In seiner Rechten hielt er jetzt für sie beide sichtbar ein Gewehr. »Zurück an die Wand!« kommandierte er. »Und keine Bewegung.« Seine Stimme klang eisig.

Mit einem raschen Blick vergewisserte Hellmark sich, was für eine Chance er hatte, wenn er einen Angriff riskierte.

Björn war ein Mensch, der schnell und unkonventionell Entscheidungen traf und auch ein Risiko nicht scheute. Aber er war kein Selbstmörder.

Die momentane Situation ließ erkennen, daß es sinnlos war, einen Ausfallversuch zu unternehmen.

Warten und beobachten, hieß die Devise.

Merthus hielt den Kopf gesenkt. »Er stand am späten Nachmittag plötzlich vor der Tür«, berichtete er kleinlaut. »Auf irgendeine unerklärliche Weise war er von Ihrer Ankunft und von der Existenz des Buches unterrichtet. Er wollte es in seinen Besitz bringen. Er bedrohte Anne, meine Sekretärin, die ihm geöffnet hatte. Er wollte sie erschießen, wenn ich auf seine Bedingungen nicht einginge. So rief ich Sie an und belog Sie. Ich war nicht plötzlich krank geworden. Er zwang mich, Sie hierherzulotsen. Als ich Sie kommen hörte, spielte ich noch mit dem Gedanken, Sie zu warnen, Mister Hellmark. Aber als ich Ihnen dann an der Tür gegenüberstand, hat mich der Mut verlassen. Ich handelte wie ein Roboter, ich wußte Anne in seiner Gewalt. Ich lockte Sie in mein Arbeitszimmer. Genau wie Rox wollte. Bitte, verzeihen Sie mir.«

Hellmark konnte Merthus keinen Vorwurf machen. »Sie haben richtig gehandelt, Professor. Ein Menschenleben stand auf dem Spiel. Hoffen wir nur, daß auch er sich an die Spielregeln gehalten und Ihrer Sekretärin kein Haar gekrümmt hat.«

»Ich bin ein Gentleman, Mister Hellmark. Ich tue keiner Dame etwas zuleide.« Rox grinste teuflisch, und die Art wie er grinste, jagte Björn einen Schauer über den Rücken und bewies ihm, daß er sich offensichtlich nicht an die Abmachungen gehalten hatte.

Auch Bert Merthus begriff das Grinsen »Sie haben Sie getötet. Sie

haben sie getötet!«

Er wollte sich auf Rox stürzen. Das Gewehr ruckte sofort in die Höhe, und Hellmark riß den alten Mann zurück.

»Aber wirklich, Sie sehen die Dinge im falschen Licht. Warum sollte ich sie töten? Ich habe eine bessere Verwendung für sie. Ich habe ihr Freiheit und Unsterblichkeit geschenkt.«

Howard Rox stand jetzt am Tisch. Sein Blick war drei Sekunden lang nicht auf seine Gefangenen, sondern auf das goldschimmernde Buch gerichtet.

Björn Hellmark reagierte.

Wie eine Raubkatze warf er sich nach vorn.

Der Angriff kam für Rox überraschend.

Er wurde zur Seite geschleudert. Der Arm, der das Gewehr hielt, flog hoch. Ein Schuß löste sich und weckte ein peitschendes Echo. Die Kugel klatschte in die Decke. Verputz bröckelte ab, Kalk spritzte durch den Raum.

Hellmark donnerte seine Rechte ab.

Rox flog einen Meter zurück. Er war so sehr damit beschäftigt, das Gleichgewicht zu halten, daß er nicht mehr dazu kam, das Gewehr nachzuladen.

Hellmark hatte das Überraschungsmoment ganz auf seiner Seite und nutzte es voll aus.

Im Handumdrehen war Rox überwältigt. Die gefährliche Schußwaffe war im Besitz von Hellmark.

Rox lag in der Ecke. Ein vernichtender Blick traf den Deutschen, während er sich langsam in die Höhe schraubte.

Merthus war begeistert. »Großartig, Mister Hellmark!« rief er, und er freute sich wie ein kleiner Junge. »Dem Burschen haben Sie's gezeigt. Ich werde sofort nachsehen, wie es Anne White geht.«

»Bemühen Sie sich nicht«, sagte Howard Rox mit scharfer Stimme. »Sie wird von selbst kommen. Sie und noch andere.« Seine Außen funkelten. Er richtete seinen Blick auf Björn. »Das werden Sie mir büßen. Hellmark«, preßte er zwischen den Zähnen hervor. »Noch haben Sie nicht gewonnen.« Er stieß einen gellenden Pfiff aus.

Die auf ihn gerichtete Schußwaffe schien ihn nur bedingt einzuschüchtern. Er wagte nicht näher zu kommen. Aber er hatte etwas in petto.

Und genauso war es.

Björn kam nicht mehr dazu, das Buch der Gesetze an sich zu nehmen, das in der Aufregung der Auseinandersetzung über den Tisch gerutscht war und nun am anderen Tischende lag.

Im Haus waren Geräusche zu hören.

Der Pfiff von Rox war ein Signal.

Jemand kam.

Tapsende, eilige Schritte. Ein Schatten tauchte am Durchlaß neben dem Vorhang auf, der Vorhang bewegte sich.

Merthus wich mit einem Stöhnen zurück. Eine Gestalt aus einem Alptraum stand vor ihm.

Es war eine Frau, langbeinig, hellhäutig, gut gebaut. Aber von ihrem Kopf war nur die untere Hälfte menschlich zu nennen. Volle, sinnliche und verführerisch schimmernde Lippen. Von der Nase ab aber war dieses unglückliche Geschöpf – eine Fledermaus!

Riesige, lederartige Flügel wuchsen auf dem Rücken, deren Muskelgeflecht mit den menschlichen Armen verwachsen war.

Dieses Mittelding zwischen Mensch und Riesenfledermaus hob leicht die Arme und die dunklen, bizarren Flügel raschelten.

»Das ist Anne White, meine Herren«, stellte der dämonische Rox seine neuste Schöpfung vor.

*

»Eine Halluzination«, murmelte Merthus. Er rieb sich die Augen, als könne er das Schreckensbild dadurch vertreiben.

»Nein Wirklichkeit. Merthus.« Rox redete mit der Stimme eines Mannes, der sich seiner Sache sicher war. Nicht er war der Bedrohte, sondern die anderen. Daran änderte auch die erbeutete Waffe in Hellmarks Hand offenbar nichts.

Eine zweite Riesenfledermaus tauchte auf, gleichgestaltet, wie die junge Anne White.

Auch die zweite eine Frau, wie der vollendet gestaltete Körper bewies.

Diese Fledermaus-Menschen-Bestie trug einen knappen Slip, einen ebenso knappen BH. Viel nacktes Fleisch war zu sehen. Im Kontrast dazu die dunklen, lederartigen Schwingen und die entstellte obere Gesichtshälfte mit den schräggestellten Augen und den spitzen Ohren.

»Tötet den Blonden!« sagte Rox zu seinen Teufelsgeschöpfen.

Hellmarks Blick war auf die unheimlichen Wesen gerichtet. Aus den Augenwinkeln heraus jedoch sah er alles, was Howard Rox tat. Der Mann stand noch immer gegen die Wand gepreßt.

Professor Merthus war einen Moment lang unaufmerksam. Die ungeheuerlichen nächtlichen Besucher in seinem Haus faszinierten ihn. Er kam einen Schritt näher, um sich die Geschöpfe aus allernächster Nähe zu betrachten.

Dabei geriet er unglücklicherweise genau zwischen den Deutschen und den Magier.

Rox erfaßte die Situation und ergriff die sich ihm bietende Chance.

»Zurück, Merthus!« brüllte Hellmark. Doch es war schon zu spät.

Howard Rox riß Merthus vor sich als Schutzschild.

»Sie werden nicht wagen zu schießen, Hellmark«, sagte Rox mit hohntriefender Stimme. »Die Folgen wären katastrophal. Und auf Untote haben Bleikugeln keine Wirkung. Etwas, das schon tot ist, kann nicht noch einmal sterben.«

Hellmark wich zurück. Die beiden Vampire kamen auf ihn zu.

Ein Geräusch von der Tür her, auf die er auswich.

Er warf den Kopf herum.

Auch dort zwei Vampire.

Rox war nicht allein gekommen. Er hatte alle seine Töterinnen mitgebracht.

Sie sollten ihm den Garaus machen.

Hellmarks Hirn arbeitete fieberhaft.

Der Rückzug war ihm abgeschnitten. Sie kamen auf ihn zu, zogen den Kreis immer enger.

Fünf Vampire, fünf Sklaven des unheimlichen Rox, ihm willenlos ergeben und bereit, seine Befehle in die Tat umzusetzen.

Hellmark lud durch.

»Zurück!« rief er. Sein Blick irrte von einer zur anderen. »Ich werde schießen.«

Sie reagierten nicht, sie schienen ihn nicht einmal zu hören.

Da drückte er ab.

Die Kugel schlug dumpf in den Leib der vordersten Menschen-Fledermaus, die ihm am nächsten gekommen war.

Das getroffene Geschöpf blieb ruckartig stehen.

Hellmark rechnete damit, daß der Körper umfallen würde wie vom Blitz getroffen.

Aber das erwies sich als Irrtum.

Die angeschossene Töterin setzte sich wieder in Bewegung, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Zwei-, dreimal lud Björn die Waffe durch und schoß in der Hoffnung auf einen größeren Erfolg. Aber sie waren nicht zu töten, nicht außer Gefecht zu setzen.

Howard Rox's dämonisches Lachen hallte ihm in den Ohren.

Um Björn schloß sich der Kreis der Untoten. Er sah die widerlichen, verunstalteten Gesichter vor sich, die teuflisch blitzenden Augen, die verführerisch schimmernden Münder, die sich öffneten. Spitze Eckzähne überragten die Unterlippen.

Vampire kann man töten! grellte es durch sein Bewußtsein.

Man muß ihnen einen Pflock ins Herz rammen, um die Unglücklichen von ihrem Schattendasein zu erlösen.

Aber er hatte keinen Pflock.

Hellmark nahm das Gewehr in beide Hände. Er mußte jetzt alles auf eine Karte setzen, sollte es ihm gelingen, diesem Totentanz ein Ende zu setzen. Er drehte sich blitzschnell im Kreise, mußte den

inneren Kreis erweitern und sich Luft verschaffen.

Die Gefahr erreichte ihren Höhepunkt, als ihn eine der Untoten von hinten her anfiel. Eine zweite erhob sich mit mächtigen Flügelschlägen in die Luft. Die bizarren Ränder der Schwingen streiften seine Kopfhaut.

Jetzt wurde es ernst.

Bis jetzt hatten sie mit ihm gespielt, seine Angst und seine Qual begeistert, ihm die Ausweglosigkeit seiner Lage vor Augen geführt.

Nun schlugen sie zu.

Heißer Atem traf seinen Hals.

Hellmark wirbelte herum, mit dem Gewehrkolben traf er die Untote, die sich an seinem Blut laben wollte, genau gegen den Hals.

Es knirschte.

Der furchtbare Mischkopf flog hoch, die Flügel schlugen heftig und die Untote versuchte, auf den Beinen zu bleiben.

Er mußte sich eine Gasse bahnen.

Er wußte keinen anderen Ausweg, als den Gewehrlauf zu einer Waffe gegen Vampire umzufunktionieren.

Kurzentschlossen stieß er zu wie mit einem Bajonett. Der Lauf bohrte sich in das Herz der ihm am nächsten stehenden Angreiferin.

Dumpfes Gurgeln und heißer Atem schlugen ihm entgegen.

Der getroffene Vampir taumelte, riß die Flügel empor und preßte die menschlichen Arme vor die Brust, um sich das in seinem Körper steckende Gewehr herauszuziehen.

Ohne einen Laut von sich zu geben brach die Untote zusammen. Eine gequälte Seele hatte Ruhe gefunden.

Hellmark nutzte die Gasse, die sich ihm durch den Ausfall des einen Vampirs öffnete. Noch war der Kreis nicht wieder geschlossen.

Hellmark warf sich nach vorn.

Mit den Ellbogen stieß er die beiden anderen Untoten zur Seite.

Howard Rox schrie enttäuscht auf.

Sie hatten zu lange gezögert. Das rächte sich jetzt.

»Laßt ihn nicht entkommen!« tobte Rox.

Die Untote, die sich in die Luft erhoben hatte, schnellte wie ein Geschoß auf den Deutschen hinab.

Hellmark spurtete los.

Er erkannte, daß es zu riskant gewesen wäre, auf den Flur hinauszurennen, um durch die Haustür ins Freie zu gelangen. Er würde zuviel Zeit beim öffnen des Schlosses verlieren.

Björn wählte den kürzesten Weg.

Er jagte auf das Fenster zu, hielt die Arme schützend vor das Gesicht und sprang ab.

Wie ein Pfeil schnellte er durch die Scheibe.

Glas splitterte. Es krachte, als würde das ganze Haus

zusammenstürzen.

Glassplitter ritzten seine Hände auf, blieben in seiner Schulter hängen. Er spürte das warme Blut, das aus den Wunden quoll.

Aber es blieb keine Zeit, sich darum zu kümmern.

Federnd kam er auf die Füße, stützte sich mit den Armen ab und hechtete gleich darauf über den niedrigen Zaun.

Er warf einen Blick zurück.

Die Verfolger gaben nicht auf.

Die Schattenrisse der Untoten zeigten sich in dem erleuchteten Fensterhintergrund. Sie stiegen auf die Brüstung, erhoben sich mit mächtigen Flügelschlägen in die Luft und glitten unaufhaltsam auf ihn zu.

Björn Hellmark durfte diese Nacht nicht überleben.

Der Spuk strebte einem neuen Höhepunkt zu.

*

Er rannte, so schnell ihn seine Beine trugen.

Noch verfügte er über einen kleinen Vorsprung. Doch der schmolz sichtbar zusammen.

Die Untoten waren schneller. Die Vampire kamen mit heftigen Flügelschlägen näher.

Hellmarks Puls jagte, der Schweiß rann in Strömen, und er blickte gehetzt vorwärts. Aus der Finsternis tauchten die Rohbauten einer Hochhausgruppe auf. Vielleicht konnte er dort einen geeigneten Unterschlupf finden und den Geschöpfen der Nacht entkommen.

Noch mindestens zwei- bis dreihundert Meter aufgewühlter Boden lag je doch vor ihm. Auf dem flachen Land bot er sich seinen fliegenden Verfolgern an wie auf einem Tablett.

Einmal wandte er kurz den Kopf, um zu sehen, wie nahe ihm seine Verfolger schon gekommen waren.

Sein Herzschlag stockte.

Nur noch wenige Flügelschläge, und sie waren direkt über ihm.

Es war ein auf seine Weise faszinierendes und einmaliges Bild, das sich ihm bot.

Unter den schwarzen Flügeln leuchteten weiß und makellos die schlanken, reizvollen Frauenkörper. Es war ein Kontrast, wie man ihn sich nicht krasser vorstellen konnte.

Björn Hellmark paßte einen Moment nicht auf.

Sein Fuß verfing sich in einer aus dem Boden gerissenen Wurzel. Er stürzte. Wertvolle Sekunden gingen verloren, bis er sich befreit hatte, nach vorn robbte und wieder auf die Beine zu kommen versuchte.

Ein Vampir war direkt über ihm.

Die langen Frauenbeine streiften schon Hellmarks Gesicht. Die riesigen Flügel deckten den Himmel über ihm ab.

Björn rollte sich blitzschnell auf die Seite. Der Körper des seelenlosen Wesens konnte im Angriff seine Richtung nicht mehr verändern.

Der Vampir rauschte neben ihm zur Erde, erkannte im letzten Augenblick, daß er sein Opfer verfehlte und wollte sofort wieder hochziehen.

Hellmark alias Macabros zog die Beine an und stieß sie blitzschnell wieder ab. Voll trat er dem Schattenwesen in die Seite. Ein girrendes, schrilles Geräusch entrang sich den Lippen des Zwitterwesens. Die Fledermaus kippte zur Seite, ein Flügel rutschte über den harten Boden. Es knirschte und schabte, als die lederartigen Schwingen den Boden berührten.

Hellmark gönnte sich keine Ruhe. Geduckt jagte er weiter, dem ersten Hochhausskelett zu, das sich vor ihm wie ein quadratischer Turm mit zahllosen Fensterlöchern in den Himmel erhob.

Noch hundertfünfzig Meter schätzte er, noch einhundertvierzig. Nur mühselig schienen sich die Meterzahl zum rettenden Ziel zu verringern.

Björn Hellmark schlug Haken wie ein Hase, um seinen ungeheuerlichen Verfolgern die Arbeit so schwer wie möglich zu machen.

Er holte das Letzte aus seinem Körper heraus. Jetzt zeigte sich, wie gut er durchtrainiert war.

Kurz vor dem Hochhauseingang konnte er sein Tempo trotz des schwierigen Untergrunds nochmals beschleunigen.

Er sprang über Balken und Bretter hinweg, lief geduckt auf eine Zementmischmaschine zu, passierte sie. Seine Kraft und seine Ausdauer retteten ihm wieder einmal das Leben.

Dann endlich – der Eingang. Scharfkantige mit Farbe und Mörtelresten bekleckerte Treppen führten nach oben.

Hellmark tauchte beinahe lautlos in dem stockfinsteren, unbewohnten Haus unter.

Ein Labyrinth von Räumen und Durchlässen lag vor ihm.

Der Deutsche rannte einen Halbstock höher.

Sekundenlang verhielt er im Aufstieg, drückte sich in eine nachtdunkle Ecke und starrte zu den unverglasten und rahmenlosen Fenstern, hinter denen sich der Körper einer Menschenfledermaus abzeichnete, der ein Stockwerk höher stieg. Die Füße glitten aus dem Blickfeld.

Jetzt hatte er die Chance, seinen Peinigern ein Schnippchen zu schlagen.

Dieses Hochhaus war in U-Form errichtet. Ein Verbindungsteil und

die andere Seite des U's schlossen sich an.

Der Rohbau war achtzehn Stockwerke hoch.

Hellmark huschte auf Zehenspitzen über den betonierten, holprigen Fußboden. Eimer und Kisten standen herum. Eine Kammer war mit einer grünen Metalltür versperrt. Die war abgeschlossen. Offenbar lagerten dahinter wertvolle Baumaterialien.

Er rannte auf eine Nische zu, die etwa in der Mitte des Labyrinths von Räumlichkeiten lag.

Vor ihm lag eine mehrere Zoll dicke Bohle, die direkt zu der im Kernschatten liegenden Nische führte.

Hellmark vermutete, daß die Bohle ein Loch oder eine Öffnung im Boden überbrückte, über die die Arbeiter – um sich Umwege zu ersparen – Arbeitsmaterial und dergleichen auf die andere Seite des Anbaus zu bringen pflegten.

Das war ein Fehlschluß.

Die Bohle lag auf der anderen Seite nicht auf.

Sie kippte über!

Björn Hellmark warf die Arme in die Höhe, wollte sich noch nach rückwärts fallen lassen.

Die Bohle rutschte unter ihm weg – und er stürzte in die Tiefe.

Der Aufzugsschacht! gellte es durch das Bewußtsein des Deutschen.

*

Alles ging rasend schnell.

Geistesgegenwärtig streckte er die Hände aus, in der Hoffnung, irgendwo doch noch einen Halt zu finden.

In diesen Sekunden, wo es um Leben und Tod ging, dachte er am wenigsten an den Tod. Er dachte an das Leben.

Seine Finger glitten an der rauhen Schachtwand entlang. Die Fingerkuppen sprangen auf, das rohe Fleisch lag offen, und heiß lief das Blut aus den immer tiefer werdenden Wunden.

Da! Ein Vorsprung!

Wie Magnete schnappen seine Finger zu.

Der Ruck in seinen Gelenken und seinen Schultern war bemerkenswert.

Für einen Moment hatte Hellmark das Gefühl, in der Mitte auseinandergerissen zu werden.

Die Bewegung nach unten wurde gestoppt.

Er hing zwischen Himmel und Erde.

Er schloß zunächst die Augen und versuchte zur Ruhe zu kommen. Er atmete tief durch. Sein Herz pochte, als wolle es seinen Brustkorb sprengen.

Gerettet. Fürs erste. Hatten seine unheimlichen Verfolger etwas bemerkt? Es war kaum auszuschließen, daß sie das am Schachtboden aufschlagende Brett gehört hatten.

Würden sie nun kommen, um ihm den Garaus zu machen? Er war nicht mehr fähig, sich zu verteidigen. Sie konnten mit ihm machen, was sie wollten.

Er blickte nach oben.

Er hing wie in einem Kamin, der zum Himmel hin geöffnet war. Über ihm der Nachthimmel. Ein paar schwache Sterne blinkten. Rund dreißig Meter über ihm befand sich das Dach.

Wie weit war unter ihm noch der Boden entfernt?

Hellmark erinnerte sich daran, daß er vom Parterre aus in den Aufzugsschacht gerutscht war.

Weit nach unten konnte es nicht mehr sein.

Unter ihm tiefste Schwärze, so daß er die Entfernung nicht schätzen konnte.

Konnte er es riskieren, loszulassen, um vielleicht nach zwei oder höchstens drei Metern festen Boden unter den Füßen zu bekommen?

Wenn unter dem Keller noch der Heizungskeller und dann eventuell noch eine Tiefgarage kamen, dann waren es aber nicht mehr zwei oder drei Meter, dann mußte er mit zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Metern rechnen. Der Gedanke an eine solche Möglichkeit war nicht dazu angetan, ihn fröhlicher zu stimmen.

Wie lange er allerdings an dieser eisernen Klammer hängen konnte, die ihm das Leben gerettet hatte, vermochte er auch nicht zu sagen.

Momentan brachte er noch die Kraft auf, sein ganzes Körpergewicht mit den Armen zu halten.

Aber das würde esnicht stundenlang aushalten.

Der Mond schob sich schräg in sein Blickfeld, goß sein bleiches Licht in den schwarzen Schacht, so daß das obere Fünftel des Kamins auf einer Seite ausgeleuchtet war.

Ein dunkler Schatten legte sich vor den Mond.

Ein Vampir! Dann ein zweiter.

Hellmark war zu weit von ihnen entfernt, um die Flügelschläge zu hören.

Die beiden Untoten landeten auf dem Rand des Schachts.

Björn Hellmark hielt den Atem an.

Er sah die Silhouetten gegen die blasse Mondscheibe dreißig Meter über sich stehen.

Hatten sie ihn gefunden?

Für eine kurze Zeit hatte es so ausgesehen, als ob es ihm gelungen wäre, die unheimlichen Menschenfledermäuse abzuschütteln. Sie hatten den gesamten Bezirk umflogen, hatten ihn gesucht. Als er

stürzte, mußte man doch etwas gehört haben.

Aber sie unternahmen nichts. Sie warteten ab. Ein Verdacht kam. Wenn sie vermuteten, daß er in den Schacht gefallen und dort zerschmettert war, dann war ihr Auftrag so gut wie ausgeführt. Sie konnten nach Hause fliegen.

Ein neuer Hoffnungsstrahl! Er klammerte sich an den Gedanken, daß es so war. Und das bedeutete, daß er nun erst recht mucksmäuschenstill sein mußte, um die Untoten in ihrer Annahme zu bestärken.

Aber ruhig zu sein wurde zur Tortur für ihn.

Die Last seines Körpers schien von Sekunde zu Sekunde größer zu werden.

Björn verlagerte das Gewicht von einem Arm auf den anderen, bewegte vorsichtig die Füße, um eventuell einen Spalt in der Mauer oder einen vorspringenden Stein zu finden, auf den er sich stützen konnte.

In erreichbarer Nähe aber bot sich ihm keine Möglichkeit. Auch die Schachtwände links und rechts von ihm standen zu weit auseinander, so daß er seine Beine nicht dagegenstemmen und auf diese Weise Halt finden konnte.

Die Belastung erreichte die Grenze des Erträglichen.

Er hatte schon kein Gefühl mehr in seinen Händen, er spürte schön nicht mehr, ob er sich sehr fest oder weniger fest hielt. Sein Körper wurde zu einem tonnenschweren Bleiklotz, der ihn in die Tiefe reißen wollte.

Schweiß brach aus allen seinen Poren. Sein Gesicht glänzte. Sein Körper glühte. Das Hemd klebte auf der Haut.

Seine Kräfte ließen spürbar nach.

Er bewegte sich auf der nochmaligen Suche nach einem vorspringenden Stein. Das leise Schaben konnte die unheimlichen Spukgestalten auf dem Schachtrand alarmieren. Warum verschwanden sie nicht? Worauf warteten sie noch?

Eine verzweifelte Idee kam ihm. Er mußte sie täuschen, in die Irre führen.

Würde er trotz Anspannung und Kräfteverschleiß noch die Energie aufbringen, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen?

Er konnte sich an einem Ort zur Ruhe legen und mit konzentrierter Willenskraft an einem anderen, entfernten Ort seinen Körper zum zweiten Mal entstehen und tätig werden lassen.

Hellmark hatte mit dieser Gabe nie leichtfertig gespielt. Daß er körperlich an zwei Orten zugleich sein konnte, hatte ihn nicht mit Übermut erfüllt, sondern eher mit Furcht oder Ehrfurcht.

Aber jetzt? War er nicht in einer Lage, die ihn geradezu zwang, alle seine Talente einzusetzen?

Hellmark entsann sich, daß etwa dreihundert Meter von dem Hochhaus entfernt, in dem er nun gefangen saß, eine Bretterbude stand. Er konzentrierte sich mit aller Kraft auf diese Hütte und stellte sich vor, saß sein Körper zum zweiten Mal vor der Hütte materialisiert wurde.

Er schloß die Augen. Er fühlte, wie er zunehmend leichter wurde. Die Arme spürten kaum noch ein Gewicht. Es machte den Händen nicht mehr die geringste Mühe, die rostige Klammer zu umfassen.

Dreihundert Meter entfernt aber wurde aus einem Schemen Zug um Zug ein zweiter Hellmark, den er Macabros nannte.

Macabros blickte zum Rohbau hinüber, wo die beiden Vampire auf dem Schachtrand standen.

Macabros begann zu rennen.

Er lief über den sandigen Boden, sprang über Steine, benahm sich dabei nicht besonders vorsichtig. Er lief in entgegengesetzter Richtung davon.

Die Geräusche, die er verursachte und die Tatsache seines Auftauchens reichten aus, um die Untoten, die noch immer in der Nähe der Baustelle auf der Lauer lagen, zu alarmieren.

Die Rechnung ging auf.

Zwei Untote glitten wie Schatten aus der Finsternis heran, die beiden anderen auf dem Dach ließen sich einfach in die Tiefe fallen, breiteten ihre Flügel auf und jagten mit gespenstischer Schnelligkeit dem Fliehenden nach.

Macabros warf sich hinter einen aufgeschütteten Erdhaufen.

Noch während er sich auf die Seite rollte, gab er seinem Originalkörper den Befehl, die Verdoppelung wieder aufzulösen.

Sekundenlang noch flimmerte die Luft an der Stelle, wo eben noch Macabros gelegen hatte.

Der Ätherkörper verschwand.

Hellmarks Originalkörper nahm wieder an Kraft und Dichte zu. Schweratmend hing er an der rostigen Klammer.

Die Vampire waren weg, das Ablenkungsmanöver war gelungen.

Nun hieß es abwarten und durchhalten.

Immer kürzer wurden die Intervalle, zwischen denen er eine Hand abnahm und eine Zeitlang nur an einer hing, um die andere ausruhen und wieder zu Kraft kommen zu lassen.

Er wollte die Vampire weit weg wissen und sie nicht erneut durch einen unglücklichen Umstand auf sich aufmerksam machen.

Eine halbe Stunde verging.

Er versuchte die Verdoppelung ein zweites Mal.

Sie mißlang.

Er war zu sehr geschwächt.

Nochmals verging eine halbe Stunde. Die Vampire kehrten nicht

wieder.

Aber da war Hellmark auch am Ende.

Er war völlig erschöpft. Er hatte Übermenschliches geleistet. Nun verließen ihn seine Kräfte.

Seine Finger rutschten ab. Diesmal gab es keine Klammer, keinen vorspringenden Stein, die den Fall in die Tiefe aufgehalten hätten.

Er wäre auch nicht mehr in der Lage dazu gewesen, danach zu greifen.

*

Aber es wurde kein Fall.

Er spürte Boden unter den Füßen. Es war, als wäre er nur eine ungewöhnlich hohe Treppenstufe hinabgegangen.

Seine Überraschung war grenzenlos. Björn hatte nur einen Meter über dem Schachtboden gehangen!

Hellmark plumpste hart auf den Boden. Er konnte sich auch nicht halten. Er war fertig.

In der stockfinsteren Ecke hockte er, sah zum mondhellen Himmel auf und ließ die Zeit vergehen.

Er wartete zehn Minuten. Merklich kehrten seine Kräfte zurück. Als erstes konnte er wieder nüchtern und sachlich denken.

Wo befand er sich? Auf dem Boden eines Liftschachts. Zu einem Liftschacht mußte es einen Zugang geben. Im Falle von Reparaturen. Folglich – folglich mußte es in diesem Schacht wie in jedem Liftschacht eine Tür geben. Eine Eisentür.

Vielleicht war sie in diesem Schacht ja noch nicht eingebaut. Aber dann mußte es das Loch in der Betonmauer geben, in die die Tür einmal eingesetzt würde.

Hellmark war nun wieder so weit bei Kräften, daß er sich erheben und mit vorgestreckten Händen die Schachtwände rundum abtasten konnte. Und da war auch die Eisentür. Aber sie war verschlossen.

Aufbrechen ließ sie sich nicht. Er konnte höchstens versuchen, ob es von draußen ginge. Wenn er sich verdoppelte und…

Er führte seine Überlegungen nicht zu Ende.

Geräusche!

Automotoren! Ganz nahe! Türen wurden geöffnet, zugeschlagen.

Dann ferne, unverständliche Stimmen.

Schritte.

Ganz nahe. Viele Füße.

Hellmark hielt den Atem an. Die Schritte kamen die Treppen herunter.

Er sah schwachen Lichtschein, der durch die Ritzen der nicht ganz dicht schließenden Tür fiel.

Was hatte das zu bedeuten?

Er stellte sich auf neue Gefahren ein.

Stimmen unten im Keller. Männerstimmen.

Er konnte drei verschiedene Stimmen unterscheiden, verstand genau, was gesprochen wurde.

»Hier unten ist es?«

»Ja«, sagte eine jugendliche Stimme. Kleinlaut, bedrückt.

»Wenn es stimmt, dann frage ich mich, weshalb du nicht eher gesungen hast. Du hättest dir eine Menge Ärger und Scherereien ersparen können, mein Junge.« Wieder die Stimme des ersten Sprechers.

»Schön, Jack, darin knacke ich den Tresor mal.« Der dritte Sprecher hatte eine sonore Stimme. Sie paßte zu einem älteren Mann.

Hellmark kniff die Augen zusammen.

Mit dem Tresor – war das Innere des Schachts gemeint!

Ein Schlüssel stocherte im Schloß herum.

Nur noch wenige Sekunden. Dann sprang sie auf.

Hellmark wußte im Moment noch nichts mit der Situation anzufangen. Sie konnte ein Lichtblick für ihn sein, aber auch das Gegenteil. Wenn Gangster hier ihr Versteck hatten, dann mußte er sich auf neue Schwierigkeiten gefaßt machen.

Die Tür wurde nach außen geöffnet.

Drei Taschenlampen warfen zur gleichen Zeit Licht in den Schacht.

»Mensch, ich werd verrückt! Da ist ja einer.«

Hellmark riß die Hände hoch, hielt sie vor sein Gesicht. Er wollte sich damit nicht in erster Linie vor dem grellen Lichtschein schützen, sondern zu verstehen geben, daß er nicht bewaffnet war.

»Kommen Sie ’raus!« forderte der Mann ihn auf, der vorhin von dem Sonoren mit Jack angesprochen worden war. »Und keine Sperenzchen. Sonst knallts, mein Junge.« Er schien die Angewohnheit zu haben, jeden, der ein paar Jahre jünger war als er, mit mein Junge anzureden.

Hellmark kam heraus, die Hände nach außen gedreht.

»Was haben wir denn da für einen seltsamen Vogel gefangen?« fragte die gleiche Stimme. »Vielleicht haben wir nicht nur einen kleinen Verteiler sondern einen fetten Fisch gefangen, hm? Haben Sie eine Waffe?«

»Nein. Sonst hätte ich bei dem Empfang bestimmt schon losgeballert.« Hellmark nahm die Hände herunter, seine Augen hatten sich an das Licht gewöhnt. Er blickte sich in der Runde an.

Zwei Männer in Zivil, älteren Semesters, ein dritter, höchstens zwanzig, abgeschlafft, verbraucht. Süchtig. Ein Greis von siebzig war ein Kraftprotz gegen ihn. Drei Uniformierte. Alle drei bewaffnet. Einer hatte seine Dienstwaffe genau auf Hellmark gerichtet.

»Sie sind von der Polizei?« Björn Hellmark atmete auf. »Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich natürlich nicht geballert«, versuchte er seine Bemerkung von vorhin zu rechtfertigen.

»Sie scheinen sich noch zu freuen, daß wir hier sind, wie?« Der Mann in Zivil und mit der Taschenlampe in der Hand trat einen Schritt vor. »Sehen ziemlich mitgenommen aus, Mann. Haben Sie schon nach dem Zeugs gegraben?«

»Ich verstehe nicht, wovon Sie reden«, entgegnete Björn.

»Ich bin Captain Jack Robeson vom Rauschgiftdezernat«, stellte er sich vor. »Ihren Freund hier haben wir schon seit drei Wochen in der Mangel. Wir haben ihn erwischt, wie er Trips verkaufte. Ist selbst nur noch ein Strich in der Landschaft. X-mal hat er uns Verstecke gezeigt, wo er angeblich sein Lager hatte. Aber da gab es nichts. Heute nacht nun hat er sich besonnen, uns hierher zu führen.«

»Hier ist es wirklich, Chef«, sagte der abgeschlaffte Zwanzigjährige. »Ich hab die Schnauze einfach voll, will endlich meine Ruhe haben. Geben Sie mir etwas von dem Stoff und den Rest beschlagnahmen Sie. Verbrauchen Sie es selbst, beim nächsten Kameradschaftsabend. Wird ’ne tolle Party. Das ganze Dezernat high. Da merkt ihr endlich mal, was euch so tagtäglich entgeht.« Er lachte. Seine schlechten Zähne sahen aus wie abgebrochene Sargnägel.

Björn Hellmark begriff, in welche Situation er geraten war.

»Ich hab nichts damit zu tun, Captain«, sagte er.

»Ja, der Satz kommt uns bekannt vor. Wie sind Sie in den Schacht geraten? Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Ich hab keinen.«

»Bill, taste ihn ab!« Jack Robeson machte kurzen Prozeß.

Bill war der größte der drei Cops. Er nahm bei Hellmark eine Leibesvisitation vor.

»Außer einem Taschentuch, eine Anzahl Kratzer und Schnittwunden im Gesicht. Sonst nichts.«

»Nicht mal Papiere?«

»Nein, Chef.«

»Danke, mein Junge. Das genügt. Sie können sich nicht ausweisen. Das ist Ihr Pech. Wir müssen Sie mitnehmen.«

»Mein Mann istHellmark. Ich bin Gast bei Professor Merthus. Sie können dort nachfragen. Es wäre vielleicht gut, wenn Sie gleich mit mir ’rübergingen. Zweihundert Meter weiter steht das Haus. Dort stimmt etwas nicht. Merthus wird bedroht.«

Robeson schüttelte den Kopf. »Und da sind Sie wohl dazu gekommen, haben eingegriffen, ein paar Schrammen davongetragen, und dann hat man Sie wohl so mir nichts dir nichts einfach hier in den Schacht eingesperrt.«

»So ähnlich. Die Vampire, wissen Sie,… ich…« Hellmark

resignierte. Es hatte keinen Sinn, hier eine Erklärung abzugeben. Seine Geschichte klang mehr als unwahrscheinlich. Schon jetzt sagte der Blick der Beamten alles. Sogar der Abgeschlaffte konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Au weh«, stöhnte Captain Robeson. Aus seinen grauen Augen warf er einen Blick auf seine Begleiter. »Jetzt hat's ganz bei ihm ausgehakt. Leg ihm ein Armband an. Bill! Der Bursche scheint einiges intus zu haben. Vielleicht hat uns unser Freund hier« – und damit meinte er den jungen Greis – »doch an die Quelle der Freuden geführt.«

Björn konnte nichts erklären und begriff die Reaktion der Männer, die unter ganz bestimmten Voraussetzungen hierher gekommen waren.

»Wir nehmen dich mit, mein Junge«, sagte Robeson kurz. »Im Revier kannst du deinen Rausch ausschlafen, und danach unterhalten wir uns dann weiter.«

Bill, der Cop, trat abermals in Aktion. Er legte Hellmark Handschellen an.

Dann führte Robeson das aus, wozu er ursprünglich hierhergekommen war.

Diesmal hatte der Abgeschlaffte tatsächlich das richtige Lied gesungen. Im Aufzugsschacht ließen sich ganz unten neben der Tür drei Steine herausnehmen. Dahinter versteckt, stellte der Captain des Rauschgiftdezernats mehrere Plastiksäckchen sicher.

»Schönes Gewicht«, staunte Robeson. »Schätze, daß wir hier mindestens fünf Kilo Stoff gefunden haben.«

Er schätzte richtig. Wie sich später beim Nachwiegen ergeben sollte, hatte er sich um nur zweihundert Gramm verschätzt. Es waren 5,2 Kilo beste Sorte schwarzer Nepal-Hasch.

*

Sie verließen den Hochhausrohbau.

Hellmark bestand darauf, daß Robeson zum Haus von Merthus ging, um sich dort davon zu überzeugen, daß Björn sich ausweisen konnte.

Das Haus war dunkel und leer. Niemand meldete sich. Robeson klopfte und zog mehrmals die alte Glocke.

»Es ist etwas passiert. Bitte, sehen Sie drinnen nach!« verlangte Björn.

Es mußte Spuren des Kampfes geben. Vielleicht versteckten sich im Haus auch alle.

Robeson zuckte die Achseln. Er mußte dem Hinweis nachgehen, auch wenn er ihn für unsinnig hielt.

Der untersetzte Spezialist mit der sonoren Stimme, der ihn

begleitete, setzte seinen Universalschlüssel ein, mit dem er bereits die Tür zum Aufzugsschacht geöffnet hatte.

Ruckzuck war die Tür zum Haus Merthus geöffnet.

Das Haus war leer. Die den Captain begleitenden Cops guckten sich überall im Haus um.

Es gab keinen Professor Merthus, keinen Howard Rox, und auch keine der gespenstischen Untoten lauerte irgendwo im Dunkel.

Auch die Reisetasche und das Buch waren nicht aufzufinden. Sogar von dem Fenster, durch das er gesprungen war, gab es keine Splitter mehr.

Alles hatte sich in Luft aufgelöst. Björn Hellmark begriff einmal mehr, daß seine Lage nicht leichter geworden war.

*

Sie brachten ihn nach Atlanta ins vierte Revier und steckten ihn in eine Zelle. Sie gaben ihm etwas zu essen und zu trinken.

Dann war er mit sich und seinen Gedanken allein.

Er legte sich auf die harte Pritsche, starrte zur Decke und wußte, daß nur er allein über Dinge unterrichtet war, die Schrecken, Angst und Tod für unschuldige Menschen bedeuteten.

Und ihm waren die Hände gebunden. Im wahrsten Sinne des Wortes.

*

»Hallo, mein Junge? Du scheinst nicht gerade in einer glücklichen Lage zu sein?«

Captain Jack Robeson! schoß es ihm sofort durch den Kopf.

Aber dann wurde ihm bewußt, daß die Stimme nicht durch seine Ohren, sondern direkt in seinem Bewußtsein aufgeklungen war.

Al Nafuur!

»Richtig, mein Junge«, bestätigte die Stimme in ihm. »Nett, daß du mich trotz deiner Trübsal gleich erkannt hast.«

»Du dagegen scheinst in bester Stimmung zu sein, daß du zu solchen Scherzen aufgelegt bist. Ich dachte schon, der freundliche Captain vom Rauschgiftdezernat hätte mich gerufen. Du bist ein Stimmenwunder, Al Nafuur. Nett von dir, daß du gekommen bist, um mich zu unterhalten.«

»Man tut was man kann, mein Junge.« Es war in der Tat Robesons Stimme, die in Björn aufklang. »Aber daß du hier festgekettet bist, gefällt mir ganz und gar nicht. Du wirst woanders dringender gebraucht.«

»Du hast alles beobachtet?« fragten Hellmarks Gedanken lautlos.

»Ich kann – mit wenigen Einschränkungen – überall sein. Das weißt du. Begriffe wie Raum und Zeit sind in jenem Zwischenreich, in dem ich mich befinde, unbekannt. Ich bin körperlos. Ich begleite dich oftmals, ohne daß du etwas davon weißt, weil ich mich nicht bemerkbar machen kann. Du kannst und darfst Rox das Feld nicht überlassen. Er besitzt das Buch. Er wird Merthus zwingen, ihm den Text zu übersetzen. Laß es nicht dazu kommen!«

»Das ist leichter gesagt als getan. Er steht mit dem Teufel im Bunde.«

»Das ist richtig.« Al Nafuur ging wieder auf den »Tonfall« seiner eigenen Stimme über.

»Wohin ist Rox gegangen? Wie hat er es fertiggebracht, alle Spuren zu verwischen?«

»Ein Magier hat viele Möglichkeiten, wenn er mit finsteren Mächten in Verbindung steht, Björn. Seine Töterinnen befanden sich bereits auf dem Rückweg zu ihrem Unterschlupf. Sie hatten Professor Merthus dabei. Rox folgte später nach. Zu dem Zeitpunkt, als Captain Robeson und seine Leute in Merthus Haus nachsahen, befand er sich noch darin. Er hatte sich unsichtbar gemacht. Nun aber befindet er sich bereits wieder in seinem Haus bei Carbon Hill. Je eher du dort auftauchst und dir das zurückholst, was dir gehört, desto besser.«

»Carbon Hill?« überlegte Björn Hellmark. Man konnte schließlich nicht jede Stadt, nicht jeden Ort kennen. Und eine zweite Frage entwickelte sich in seinem Bewußtsein, als Al Nafuurs Gedanken ihm Vorstellung von der Lage der kleinen Ortschaft vor den Bergen gab. »Aber auf welche Weise kam er so schnell von Atlanta nach dort zurück?«

»Es gibt merkwürdige Geschichten über Howard Rox. Die älteren Dorfbewohner und die Menschen auf den Farmen in den Tälern erzählen, Rox könne sich in jedes beliebige Wesen verwandeln, er könne selbst die Form eines toten Gegenstandes annehmen. Ich habe beobachtet, wie ein großer schwarzer Vogel das Haus von Professor Merthus verlassen hat.«

*

Der Kontakt zu Al Nafuur, der vor undenklichen Zeiten selbst ein großer und geachteter Zauberpriester war, blieb noch eine halbe Minute lang bestehen.

Diese Zeit nutzte Al Nafuur aus, seinem Schützling Verhaltensmaßregeln zu geben.

»Fertige Lösungen gibt es auch für mich nicht«, mahnte er. »Das Leben und das, was danach kommt ist und bleibt ein Abenteuer, das täglich neu bestanden werden muß. Viele unbekannte Faktoren

spielen dabei eine Rolle. Geh in Rox's Hütte. Auch du kannst große Entfernungen überbrücken, ohne dabei auf die Zeit Rücksicht nehmen zu müssen. Du kannst an zwei Orten zur gleichen Zeit sein. Morgen kann es zu spät sein, weil Rox den Stein wieder befragt. Und Merilla wird die Lösung für deine Vernichtung bereithalten.«

Al Nafuurs Stimme erstarb.

*

Hellmark faßte sofort einen Entschluß.

Er kannte die Lage Carbon Hills, kannte die Lage der Einsiedlerhütte. Er unternahm einen ersten Versuch, seinen Ätherkörper an einem sehr weit entfernten Punkt entstehen zu lassen.

Er konzentrierte sich ganz auf das Gebiet um Carbon Hill.

Er fühlte sich kräftig und unternehmungslustig. Seine Sinne waren aufs äußerste konzentriert.

Und zum erstenmal seit der Entdeckung seines ungewöhnlichen Talents brachte er es fertig, seinen Ätherkörper mehr als zweihundert Meilen vom Ausgangspunkt entfernt erstehen zu lassen, ohne daß der Originalkörper sichtbar geschwächt wurde.

Er brachte das seltene »Majavi Rupa« zustande. Danach waren der Körper und der entfernte Doppelgänger zur gleichen Zeit lebendig und voll ansprechbar.

Björn Hellmark blieb mit seinem Originalkörper in der Zelle, in die Captain Robeson ihn bis zur endgültigen Klärung seiner Identität gesteckt hatte, und sein Ätherkörper empfing die kühle, frische Nachtluft und vernahm das Geräusch des säuselnden Windes in den dichtbelaubten Bäumen an der Wegkreuzung am Fuße des flachen Hügels.

*

Björn Hellmark alias Macabros blickte sich in der neuen Umgebung aufmerksam um.

Die Hütte mußte weiter oben liegen. So hatte er Al Nafuurs Gedanken jedenfalls verstanden.

Er sah die Landschaft genauso vor sich, wie sein geheimnisvoller unsichtbarer Freund sie in sein Bewußtsein projiziert hatte.

Er befand sich am Fuße des Hügels.

Zur Linken in einer Talsenke lag eine Farm.

Sie war völlig dunkel.

Ein gewundener Weg führte nach drüben. Aber dorthin wollte er nicht. Sein Ziel lag auf dem bewaldeten Hügel.

Lautlos wie ein Waldläufer bewegte er sich auf dem festen

Untergrund.

Da hallte ein schrecklicher, markerschüttender Aufschrei durch die Nacht.

Wie von einer Tarantel gestochen zuckte Macabros zusammen. Sein Blick irrte hinüber zu dem flachen Farmhaus.

Der Schrei war von dort gekommen!

Ohne sich zu besinnen änderte der junge Deutsche seine Richtung und eilte auf das dunkle Farmhaus zu.

Keine Menschenseele regte sich hier. Auch in den Ställen keine Bewegung.

Die Farm war ausgestorben. Eine Geisterfarm. Aber noch bestens erhalten, als wäre sie noch gestern bewohnt gewesen.

Das große Gattertor im Zaun ächzte in den Angeln, als Hellmark alias Macabros es nach innen schob und über den sauberen Hof auf das Wohnhaus zurannte.

Wie durch Geisterhand bewegt öffnete sich die Haustür.

Ein Mann stand auf der Schwelle. Er trug etwas in seinen Armen. Und er war von der Tatsache der unerwarteten Begegnung mit dem Fremden genauso überrascht wie der Deutsche.

Der Mann hielt einen leblosen Körper auf den Armen.

Einen Vampir.

Aber es handelte sich um keinen ausgewachsenen Menschen. Es war ein Kind. Ein Mädchen. Höchstens zwölf oder dreizehn Jahre alt.

Die schmalen Arme, die mit dem Muskel- und Sehnengeflecht verwachsen waren, hingen schlaff herab.

Im Herzen des Vampirs steckte ein zugespitzter fingerdicker Stock, und dunkles Blut quoll aus der klaffenden Wunde.

*

»Es ist meine Tochter«, sagte der Mann. »Ich habe sie erlöst.« In seiner Hand, die unter dem leblosen Körper hervorragte bemerkte Macabros einen langen zugespitzten Stab. »Wenn Sie auch einer von denen sind, dann wäre es besser Sie verschwinden. Ich schicke auch Sie in die Hölle. Drinnen liegen noch zwei.« Er lachte heiser. »Ich bin Rob der Vampir-Killer.« In seinen Augen flackerte ein wildes Licht. Der Mann war wahnsinnig.

»Ich bin keiner von denen«, bemerkte Macabros. »Ich bin auf der Suche nach dem, der für dies alles verantwortlich ist. Aber ich frage mich, ob dies« – er senkte den Blick und sah Jenifer an, die tot in den Armen ihres Vaters lag, der sie ermordet hatte – »ob dies wirklich nötig gewesen ist. Vielleicht hätte man ihr noch helfen können. Anders.«

»Ihr helfen, anders?« Robert Henderson schüttelte den Kopf. »Ich

muß froh sein, daß es mich nicht erwischt hat. Sie haben mir aufgelauert. Sie wollten mein Blut. Aber ich habe sie überlistet, einen nach dem anderen.«

»Sie können mir behilflich sein«, versuchte Macabros das Vertrauen des Wahnsinnigen zu erringen. Ein furchtbares Erlebnis mußte zum Irrsinn dieses Mannes geführt haben. »Ich werde Ihnen helfen, sie zu begraben.«

»Zeigen Sie Ihren Hals her!« herrschte Robert Henderson sein Gegenüber an. Er verlagerte das Gewicht der Toten mehr auf die Seite, so daß er den Arm, der den zugespitzten Pflock hielt, frei hatte und drohend reckte. »Ich will sehen, ob Sie das Mal am Hals tragen.«

Damit konnte Macabros nicht dienen.

Robert Henderson grunzte zufrieden. »Sie sind keiner von denen, richtig. Ich glaub Ihnen.«

Sein Mißtrauen war sofort verschwunden, und er fiel ins andere Extrem. Er behandelte Hellmark alias Macabros wie einen Freund. Für ihn schien die Welt nur noch schwarz-weiß zu sein.

Auf der einen Seite die Vampire, die Geschöpfe der Hölle, die er besiegen mußte, auf der anderen Seite nicht infizierte Menschen, die er über die Gefahr, die er entdeckt hatte, aufklären mußte.

Macabros hielt sein Versprechen. Er war ihm behilflich, eine Grube für die zum zweiten Male und nun für immer gestorbene Jenifer auszuheben.

Während der Arbeit erfuhr Macabros die Zusammenhänge, die zu dieser blutigen Katastrophe geführt hatten.

Am Mittag des gestrigen Tages waren Robert und Nancy Henderson, die Eltern von Jenifer, hier auf der Farm eingetroffen. Davor hatten sie einen ganzen Tag lang telefonisch versucht, Jenifer oder den Großvater zu erreichen. Niemand hatte abgenommen. Robert Henderson hatte kein gutes Gefühl. Kurzentschlossen reiste er mit seiner Frau hier an – und fand die Farm leer.

Keine Tiere, keine Menschen.

»Es war unheimlich«, berichtete **er** weiter. »Wir stellten das ganze Haus auf den Kopf. Nancy suchte unten, ich oben. Als ich hinunterkam, stand plötzlich Jenifer vor mir im Flur und lächelte. Sie war sehr blaß und schmal. Sie sah krank aus. Wir waren zutiefst erschrocken. Gemeinsam setzten wir uns in das große Wohnzimmer. Wir fragten sie aus. Wo Grandpa sei? Wo Mary Simpson, die Wirtschafterin? Wo die Cowboys und Farmarbeiter. Sie konnte uns keine Antwort geben. Ich entschloß mich, einen Arzt anzurufen. Das Verhalten Jenifers gab zu allergrößter Besorgnis Anlaß. Ich hatte fast meinen alten Herrn in Verdacht, daß er Bescheid wußte, sich aber nicht sehen ließ. Etwas Unbekanntes, Unbegreifliches und Gespenstisches ging auf der Farm vor. War hier eine unbekannte

Krankheit ausgebrochen? Auch daran mußte ich denken. Als ich zum Telefon ging, hatte ich die erste Begegnung mit einem Vampir. Er kam die Treppen herab. Ich werde den Anblick nie vergessen. Ich stürzte ins Zimmer zurück, um meine Familie zu warnen. Ich glaubte zu begreifen, was sich in diesem Haus ereignet hatte. Mein Entsetzen kannte keine Grenzen, als ich sah, was in den wenigen Sekunden meiner Abwesenheit passiert war. Auch Jenifer, meine kleine Jenifer, hatte sich in eine gräßliche Fledermaus verwandelt! Nancy war starr vor Entsetzen. Sie war unfähig, sich zu wehren, als Jenifer die Lippen an ihren Hals preßte und ihr Blut trank.«

Er hockte vor der ausgehobenen Grube und starrte auf den leblosen Körper, der halb sein Kind und halb eine Schöpfung des Magiers Rox war.

Seine Augen schimmerten feucht, seine Stimme klang weinerlich und zitterte, als er weitersprach. »Ich konnte nichts tun. Ich stieß Jenifer in der ersten Reaktion zurück und wollte Nancy aus ihrer Gewalt reißen. Aber sie sank leblos zu Boden. Dann begriff ich das Ungeheuerliche. Auch Nancy, meine Frau, war zu einem Vampir geworden. Ich saß in der Falle, die ganze Farm war eine Todesfalle. Ich begriff, weshalb ich kein lebendes Wesen hier angetroffen hatte. Der Besitz meines Vaters war verflucht. Ich floh. Es gelang mir, mich im Keller zu verbarrikadieren und den Ansturm der Vampire zu überstehen. Ich wartete den Anbruch des neuen Tags ab. Vampire fürchten die Helligkeit, müssen Sie wissen.« Seine Augen begannen plötzlich zu leuchten, als er davon sprach. »Ich schnitzte mir Stöcke zurecht und suchte die Verstecke der Vampire. Im Keller, unter dem Dach. Zwei fand ich sehr schnell. Mary Simpson lag in einer Truhe auf dem Dachboden. Sie lag da, als schliefe sie. Aber sie war tot. Und erst nachts würde sie wieder zum Leben erwachen. Ich durchbohrte ihr Herz. Dann fand ich meine Frau. Ich kämpfte lange mit mir, aber es gab kein Zurück. Wenn ich nicht handelte, war ich vielleicht der nächste. Ich schlug zu. Das Blut aus ihrem Herzen schoß mir ins Gesicht. Aber ich fand Jenifer nicht. Sie hatte sich offenbar nicht im Haus versteckt.«

»Vielleicht hat sie im Haus von Rox den Tag verbracht«, bemerkte Hellmark alias Macabros und ahnte nicht, wie nahe er mit seinem Verdacht der Wirklichkeit kam.

»Ich blieb im Haus. Und vor einer halben stunde endlich lohnte sich mein Warten. Ich lockte Jenifer in eine Falle.«

Er kicherte irr. »Ich bin Rob, der Vampir-Killer. Sie müssen froh sein, mir begegnet zu sein.«

»Das bin ich auch, Rob.«

Die Grube war zugeschüttet. Aus zwei zugespitzten Stäben legte Henderson ein Kreuz auf die frische, duftende Erde.

Macabros nahm sich noch die Zeit, einen Blick in das gespenstische Haus zu werfen, wo Robert Henderson die Wirtschafterin und seine Frau vom Dasein der Untoten befreit hatte.

Wie angegeben fand er die eine Leiche in der Truhe auf der Dachkammer, die andere auf einer Pritsche in einem fensterlosen Kellerraum.

Nancy Henderson war noch sehr jung und eine Frau von großer Schönheit gewesen.

Wortlos verließ er das Haus. Wie ein Hund trottete Robert Henderson neben ihm her. Auf dem Rücken trug er einen Stoffbeutel, den er sich in aller Eile im Laufe des Tages selbst zusammengenäht hätte. Darin steckten zahlreiche pfeilspitze Stöcke und Pflöcke.

Er nahm plötzlich zwei Stück heraus und drückte sie ganz schnell seinem blonden Begleiter in die Hand. »Für dich. Du bist mein Freund.«

*

Macabros forcierte das Schrittempo. Robert Henderson hielt mit.

Sie gelangten auf den Berg.

Macabros fand es erstaunlich, wie sicher er mit seinem Ätherkörper den gezeigten Ort gefunden hatte und wie körpernah er die Dinge empfand.

Jetzt, in diesem Augenblick gab es ihn wirklich zweimal in voller Kraft und Stärke.

Sein Originalkörper lag in Atlanta in einer Zelle in tiefem, erholsamen Schlaf, und sein Doppelkörper war auf dem Weg zur Hütte des Magiers.

Heftiges Rauschen und Flügelschlagen erfüllte die Luft, ehe sie noch die Hütte erreichten.

Macabros und Robert Henderson zuckten zusammen.

»Vampire?« krächzte Henderson. Wie durch Zauberei lag einer der spitzen Pflöcke aus seinem Beutel in seiner Hand.

Und es waren Vampire.

Der Himmel über ihnen bewegte sich, lebte. Die hellen Leiber schimmerten unter den bizarren dunklen Flügeln.

Es mußten fast hundert sein, die den Hügel zu erreichen versuchten.

Rox's Armee der Untoten war in erschreckendem Maße gewachsen. Damit wuchsen sein Einfluß und seine Macht. Er brauchte sich nicht mehr die Mühe zu machen, in den umliegenden Ortschaften Hotelzimmer zu mieten und sich die Exemplare für seine Hilfstruppen anzulocken mit seiner magischen Melodie, deren hypnotischer Kraft sich niemand entziehen konnte. Nun waren diese umständlichen und

zeitraubenden Unternehmungen nicht mehr notwendig. Die Dinge liefen von selbst, die Kettenreaktion erfolgte explosionsartig. Es war auch nicht mehr notwendig, daß er den durch die dämonische Musik in seine Arme Getriebenen Injektionen verabreichen mußte. Die einmal Infizierten – ob durch die Injektion oder durch den Biß einer Untoten – gaben ihr schauriges Erbe an den nächsten weiter.

»Vampire!« Robert Henderson rief es aus wie einen Schlachtruf.

Und er stellte sich sofort auf Kampf ein.

Die vordersten Riesenfledermäuse waren nun schon so nahe, daß man glaubte, sie müßten mit ihren nackten Füßen die Baumkronen streifen.

Geschickt glitten sie darüber hinweg und kamen im Sturzflug auf die beiden Menschen zu.

»Sie wollen in das Haus!« schrie Robert Henderson. Rox' Hütte war einen Steinwurf weit von ihnen entfernt. Der Himmel wurde im Osten langsam grau. »Sie wollen zurück in ihr Versteck. Sie haben es eilig.« Der Irre war in einer Hinsicht auf eine erschreckende Weise normal. Was die Vampire anbetraf, so dachte er richtig und logisch. »Die Sonne kommt bald heraus. Das vertragen sie nicht. Sie gehen zugrunde!«

Henderson stand mit dem Rücken zu einem Baumstamm.

Der erste Vampir stieß herab, ein zweiter, ein dritter.

Den ersten erwischte es auf Anhieb. Henderson jagte ihm den Pflock mitten ins Herz. Und ein furchtbarer Schrei, der Hellmark alias Macabros an den Schrei vorhin erinnerte, hallte durch die Luft.

Alles ging drunter und drüber. Durch das unerwartete Auftauchen der Untoten war auch Macabros' Mission gefährdet.

Howard Rox, der Magier, hätte schon stocktaub sein müssen, um den Aufruhr und Krach vor seinem Haus nicht zu vernehmen.

Die zurückkehrenden Untoten rauschten durch die Luft. Die Blätter raschelten, Zweige brachen, Todesschreie erfüllten die Luft.

Macabros und Henderson kämpften verbissen gegen die Angreifer, die immer mehr zu werden schienen.

Drei, vier, fünf Vampire tötete Henderson, zog die benutzten Pflöcke immer wieder aus den Herzen, um sie erneut zu verwenden.

Der Boden vor seinen Füßen färbte sich mit dem Blut derer, welche die Vampire in dieser Nacht angefallen hatten.

Macabros kämpfte verbissen. Er wußte, wie diese furchtbare Brut, die sich von Nacht zu Nacht vermehrte, zu beseitigen war.

Er mußte verhindern, daß sie in das Haus kamen, dessen Tür weit offen stand und durch das einige in aller Eile drängten.

Es wurde Morgen!

Aus den Augenwinkeln heraus sah Macabros noch, daß Henderson arg bedrängt wurde, daß er gegen mehrere Untote gleichzeitig zu

kämpfen hatte, daß er nun mit bloßen Händen kämpfte. Seine Widersache hatten ihm den Beutel mit den Pflöcken von der Schulter gerissen.

Er boxte und trat. Er verschwand in einer Traube schlanker Frauenleiber, denen gezackte Flügel aus dem Rücken wuchsen und deren Gesichter halb Mensch halb Fledermaus waren.

Macabros konnte zwei Gegner erledigen. Der Weg zu Henderson jedoch war ihm versperrt.

Robert Henderson, der sich selbst zum Vampir-Killer ernannt hatte, war dieser Übermacht nicht gewachsen. Spitze Zähne ritzten seine Haut, bohrten sich in seine Halsschlagader und augenblicklich hörte sein heldenhafter Widerstand auf.

Macabros warf sich im selben Augenblick der Tür entgegen, als Henderson zu Boden ging. Er sprang ins Haus, riß die Tür hinter sich zu und schlug sie ins Schloß. Seine Hand schob den Riegel vor.

Die Untote, die ihm gefolgt war, prallte gegen die verschlossene Tür.

»Öffnen Sie! Sind Sie verrückt?« Eine Gestalt trat aus dem Dunkel des Zimmers hervor: Howard Rox. »Sie gehen zugrunde. Die Sonne geht gleich auf.«

»Sie sollen zugrunde gehen, Rox«, dröhnte die Stimme von Macabros durch die Hütte. »Damit wird vielen Menschen das Leben gerettet.«

Die Vampire warfen sich gegen die Tür. Es knirschte im Holz, es krachte.

Rox trat zwei Schritte nach vorn.

»Die Sonne! Sie geht auf! Vaanthuu!« Er rief dieses Wort, das furchtbar klang, laut und deutlich.

Die Tür flog aus den Angeln, als hätte sich ein Titan dagegen geworfen.

Macabros blieb keine Zeit festzustellen, ob die anstürmenden Vampire die Tür eingedrückt hatten oder ob Howard Rox's magische Fähigkeiten zum Tragen kamen.

Drei Vampire taumelten benommen herein. Aber es war bereits zu spät.

Die ersten Sonnenstrahlen bereiteten dem Spuk ein Ende.

Die Untoten versuchten ihrem größten Feind zu entkommen. Mit irren, angstvollen Schreien torkelten sie auf Rox zu, um in den finsteren Raum hinter ihm zu gelangen, wo die Geheimtür in die Tiefe des Felsenkellers bereits offenstand.

Im Laufen aber zerfielen ihre Körper.

Sonnenlicht hatte sie getroffen.

Auch die große Zahl der Untoten vor der Hütte des Unheimlichen, der den Lauf der Ereignisse nicht mehr stoppen konnte, zerfiel.

Menschenkörper und Fledermausflügel lösten sich auf, als hätte es sie nie gegeben. Der Verwesungsvorgang war auf Bruchteile von Sekunden komprimiert.

Der Raum zwischen den Bäumen lichtete sich. Wo eben noch die Vampire herandrängten, gab es nichts mehr.

Einige, die nicht mal mehr auf die Erde heruntergekommen waren, zerfielen in der Luft. Der kühle Morgenwind trieb die Partikelchen wie Blutenstaub davon.

»Ich weiß nicht, wie Sie hierhergekommen sind«, sagte Howard Rox mit eisiger, völlig ungerührter Stimme. »Ich weiß nicht, wer Ihnen diesen Ort verraten hat. Aber Sie sind ein Gegner, den ich offensichtlich unterschätzt habe und über den ich falsch unterrichtet worden bin.«

Das war alles, was er zu den sich überschlagenden Ereignissen zu sagen hatte.

»Und ein Mensch, der von einem Untoten gebissen wird und nicht deren Mal trägt, hat einen stärkeren Schutz, als ich zu brechen vermag.«

Was Rox sagte, stimmte. Die Bisse der Vampire hatten dem Ätherkörper nichts anhaben können. Es floß kein Blut in diesen Adern.

*

Howard Rox zog die Konsequenzen.

Seine Töterinnen hatte er verloren. Doch er hatte auch den Auftrag, einem Mann namens Björn Hellmark das Leben zur Hölle zu machen.

Und dieser Auftrag war noch nicht erfüllt.

Die Tür hinter Hellmark alias Macabros wurde vom Boden emporgerissen, als würden unsichtbare Hände danach greifen. Fugenlos paßte sie sich wieder in die Füllung, der Riegel schnappte vor, der Schlüssel drehte sich darin und zerbröckelte dann, als bestünde er aus einem mürben Gebäck.

Rox hatte seine magischen Fähigkeiten eingesetzt.

Er beherrschte sein eigenes Wesen und all die Dinge, die in diesem Raum vom bösen Einfluß seiner dämonischen Mutter beseelt waren.

Vor die Fensterläden schnappten Metallgitter, die aus dem Nichts entstanden.

Und dann leckten kleine Feuerzungen über den Boden, auf dem Tisch, der alten Plüschcouch und liefen wie Schlangen auf Macabros zu. Sofort entstand dichter Rauch.

Howard Rox verschwand in dem angrenzenden Raum, und die Tür knallte hinter ihm zu, ohne daß er Hand anlegte.

Macabros war gefangen.

Das Feuer hüllte ihn ein.

*

Rox hastete in seine Bibliothek.

Auf dem Tisch stand der geheimnisvolle Stein, den Vaanthuu seiner Mutter geschenkt hatte.

Das seltsame rötliche Glosen verstärkte sich.

»Merilla!« rief Rox in die Druse, und seine Stimme weckte ein mächtiges Echo. »Ich brauche deine Hilfe…«

Weiter kam er nicht.

Macabros stand vor ihm. Schlagartig entwickelte sich sein Körper aus dem Nichts. Björn Hellmark in Atlanta war es gelungen, seinen Doppelkörper wenige Meter von dem Brandherd entfernt neu erstehen zu lassen.

Macabros sah, wie aus der Glut des Steines ein feiner Nebel aufstieg, der ein Gesicht zu formen schien.

Howard Rox hing an diesem Vorgang wie ein Ertrinkender, dem sich eine letzte rettende Hand entgegenstreckte.

Im Nebel wurden die Züge von Merilla immer deutlicher erkennbar.

»Du hast einen Fehler gemacht, mein Sohn«, sagte eine ferne, schwache Stimme. »Du hättest…«

Weiter kam sie nicht.

Macabros hatte begriffen, daß für Rox von dem Stein alle Kraft ausging. Ohne den Stein würde er machtlos sein.

Hellmarks Hand ergriff den Stein.

Rox schrie auf. »Ein Mensch!« Er schlug die Hände vor das Gesicht. »Ein Mensch«, wiederholte er entsetzt. »Ein Mensch hat den Stein in Besitz genommen…«

Das Glosen im Innern des Steins erlosch.

Hellmark hob den Stein hoch, und ließ ihn fallen. Es krachte, es splitterte und knirschte.

Kristalle zersprangen mit peitschenähnlichem Knall. Die Druse brach zusammen, und der Stein zerfiel in drei Teile.

Howard Rox stand gegen die Wand gepreßt. Ein Windstoß fuhr durch den Raum. Das rötliche, verlöschende Licht lag noch sekundenlang auf seinem entsetzten Gesicht. Ungläubig starrte er auf seinen Gegner, der – ohne es zu wissen – instinktiv das Richtige getan hatte.

Der Fensterladen hinter Rox flog auf, der Wind zerzauste seine Haare, der durch die zerspringenden Scheiben eindrang. Die Böen waren so heftig, daß Macabros gegen die Wand geschleudert wurde.

Es schien, als würde der böse Geist, der dieses Haus beherrscht

hatte, ausfahren.

Howard Rox's Gestalt verzog sich zu einem dunklen Schemen, der länglich wurde, dann breit. Etwas Vogelähnliches, Pechschwarzes wurde vom Sturm hinausgesogen und verschwand aus Macabros' Blickfeld.

*

Er erhielt keine Zeit zur Besinnung.

Das Feuer im angrenzenden Raum griff um sich. Die knisternden Flammen und der enorme Rauch waren keine Einbildung.

Höchste Eile war geboten. In wenigen Minuten würde diese ausgetrocknete Hütte wie eine Fackel aufflammen.

»Professor Merthus! Professor?«

Der Deutsche war überzeugt, daß der Archäologe hier im Haus untergebracht war. Auch Al Nafuur hatte darauf hingewiesen.

Macabros selbst brauchte die Flammen nicht zu fürchten. Die Substanz, aus der er bestand, enthielt seinen Geist und seinen Willen vom Originalkörper, der sich im sicheren Gewahrsam einer Arrestzelle in Atlanta befand.

Aber die Lage war trotz allem keineswegs rosig.

Professor Merthus mußte so schnell wie möglich gefunden werden. Sein Körper würde den Flammen nicht wiederstehen können.

»Hier…«, erscholl eine ferne, hustende Stimme. Etwas klopfte an die Wand. Dumpf erreichte das Geräusch das Ohr von Hellmark alias Macabros.

Er riß die Tür zum nächsten Zimmer auf.

Die Flammen im vordersten Raum tobten. Das prasselnde Geräusch erfüllte wie ein Gewittersturm das Innere des alten Hauses.

»Hier! Hallo, hier!«

Macabros' Blick irrte zur anderen Wand. Dort gab es eine Tür. Er mußte sich zwei-, dreimal dagegen werfen, ehe sie aufsprang.

In einem fensterlosen, kahlen Raum, in dem nur ein Tisch, ein Stuhl und eine primitive Liege standen, war Merthus untergebracht. Auf dem Tisch stand eine brennende Kerze, vor dem Archäologen lag das goldschimmernde Buch. Die Reisetasche Hellmarks stand am Boden.

»Mister Hellmark?« fragte Merthus erstaunt. »Aber…«

»Wir haben keine Zeit. Kommen Sie schnell!« Draußen brach ein Dachbalken herunter. Die von Rox noch verschlossene Zwischentür barst. Eine riesige Flammenzunge und Myriaden sprühender Funken schlugen ihnen entgegen.

Merthus gab einen Schrei von sich.

»Nichts wie weg hier!« brüllte Macabros. Er griff nach der Tasche,

warf das Buch hinein und trieb Merthus durch die Tür auf das Fenster zu.

Sie entkamen in letzter Sekunde.

Erschöpft, mit rußigem Gesicht und angesengten Haaren ließ Bert Merthus sich einhundert Meter vom Brandherd entfernt ins Gras fallen.

Die Hütte des unheimlichen Einsiedlers war eine einzige brennende Fackel. Das Feuer beschränkte sich nicht allein auf das Wohnhaus. Auch die Bäume wurden in Mitleidenschaft gezogen.

»Er wollte, daß ich ihm Zeile für Zeile des Buches übersetzte«, sagte Merthus leise. Er starrte ein paar Sekunden lang in die Flammenwand, erhob sich dann wieder, von seinem Begleiter gestützt.

Aus dem Dorf näherten sich die ersten Menschen. »Sie schickt der Himmel, Mister Hellmark«, murmelte der weißhaarige Mann und warf einen dankbaren Blick auf seinen Retter. »Ohne Sie wäre ich bei lebendigem Leibe verbrannt.«

*

Von Carbon Hill aus war es kein Problem, erst nach Birmingham zu fahren und von dort aus einen Zug oder ein Flugzeug nach Atlanta zu bekommen.

Björn Hellmarks Originalkörper in Atlanta schaffte es, den Ätherkörper bis nach Birmingham aufrecht zu erhalten.

Macabros konnte gerade noch mit Merthus verabreden, daß er sich später melden würde. Er nahm seine Papiere an sich und vertraute dem Gelehrten Reisetasche und Buch an.

Dann verschwand er in der Menge.

Auf einmal konnte er ihn nicht mehr sehen. Er glaubte, ihn aus den Augen verloren zu haben.

Doch das stimmte nur bedingt.

In Wirklichkeit war Macabros überhaupt nicht mehr da. Merthus sollte nie in seinem Leben erfahren, daß der Mann, der ihn wegen der Übersetzung eines wichtigen Textes aufgesucht hatte, in Wirklichkeit die Arrestzelle in Atlanta nie verlassen hatte.

*

Björn Hellmark sah sich um. Sein Doppelkörper war sekundenlang wie ein Schemen zu sehen. Er stand vor ihm wie ein schwaches Spiegelbild.

Macabros hielt noch die Hülle mit den Ausweispapieren in der Hand. Hellmark griff danach, ehe sie zu Boden fielen, als der Ätherkörper sich auflöste.

Hellmark steckte die Papiere in seine linke Gesäßtasche und wollte schon Alarm trommeln, als er Schritte auf dem Gang hörte.

Björn Hellmark preßte den Kopf an die Gitterstäbe und grinste den ankommenden Captain Robeson und seinen Begleiter, einen Uniformierten, an.

»Morgen, Captain.«

»So strahlender Laune? War es in der Zelle so bequem? Ich bin gekommen, um mich mit Ihnen zu unterhalten, mein Junge. Ich hätte da ein paar Fragen, die…«

»Die sich vielleicht erübrigen, Captain.« Hellmark holte mit gelassener Geste seine Papiere hervor. »Ich hab was gefunden, Captain. Muß gestern nacht ganz schön einen in der Krone gehabt haben.«

Captain Robesons Gesicht war sehenswert, als er die Papiere prüfte.

In seinem Büro später wurden noch ein paar Formalitäten erledigt.

»In meiner ganzen Praxis ist mir das noch nicht passiert, mein Junge.« Der Captain kratzte sich im Nacken. »Da hat einer die ganze Zeit seine Papiere bei sich und weiß nichts davon. Sachen gibts, die gibts gar nicht. Eins allerdings begreife ich auch jetzt noch nicht.«

»Und das wäre, Captain?«

»Wie Sie in den Aufzugsschacht gekommen sind.«

»Ich hatte eine Schlägerei mit ein paar Kerlen, die mir auflauerten.«

»Deshalb also die Verletzungen«, nickte Robeson. Er warf einen Blick auf die verbundenen Fingerkuppen, die letzte Nacht noch aus dem Erste-Hilfe-Kasten versorgt worden waren.

»Ich war den Burschen unterlegen. Sie waren zu viert. Sie machten mich fertig und steckten mich in den Aufzugschacht. Möglich, daß sie was mit der Rauschgifthändlerbande zu tun hatten. Schließlich besaßen sie den Schlüssel zur Tür unten.«

Robeson seufzte. Er reichte die Papiere zurück. »Alles in Ordnung, gegen Sie liegt nichts vor. So einfach war das also. Die Welt ist doch weniger kompliziert, als wir manchmal denken, mein Junge.«

»Sie sagen es, Captain.«

*

Am späten Nachmittag tauchte Björn Hellmark im Haus von Professor Merthus auf.

Er ließ absichtlich soviel Zeit verstreichen, damit es zu keinen unliebsamen Fragen kam, wieso er so schnell in Atlanta hatte sein können. So deckte sich seine Ankunft mit der von Merthus.

Die beiden Männer führten ein langes und ausführliches Gespräch,

in dem sie alle anstehenden Probleme erörterten.

Björn Hellmark blieb noch einen Tag.

Merthus begann mit der Arbeit an dem Buch, das Hellmark ihm zu treuen Händen überließ. Schon jetzt ließ sich erkennen, daß viele Wochen oder gar Monate harter Arbeit vor Merthus lagen. Doch der Archäologe war mit Eifer bei der Sache. Er versprach, das »Buch der Gesetze«, wenn er nicht damit arbeitete, stets in einem bewachten Tresor zu verschließen.

Damit zeigte sich Hellmark einverstanden.

Zehn Stunden später saß er in einer Boeing 747, Jumbo-Jet und betrachtete sich im Filmraum einen Western, um auf andere Gedanken zu kommen.

»Du hast dich tapfer geschlagen, Björn.« Da war Al Nafuurs Stimme in ihm.

»Du meldest dich immer dann, wenn alles vorbei ist. Vielen Dank für deine Hilfe«, dachte er, und erst das zweite meinte er ernst.

»Hilfe, wofür?«

»Rox war mit einem Mal verschwunden. Er hatte sich in einen häßlichen, schwarzen Vogel verwandelt und flatterte davon.«

»Das hast du entschieden.«

»Ich?« Hellmark zuckte erstaunt zusammen. Dabei stieß er mit dem Ellbogen in die Seite der Dame neben sich.

»Du hast den Stein an dich genommen. Das hat Rox's Schicksal entschieden, Björn. Er durfte nie in die Hände eines Menschen geraten. Das war die Bedingung, die Vaanthuu stellte, als er Merilla den Stein überreichte.«

»Aber auch Merilla hat sich nicht daran gehalten. Sie hat den Stein an Howard Rox weitergegeben. Auch Rox war ein Mensch.«

»Da ist eine Kleinigkeit, die du nicht wissen kannst, Björn: ein niederer Dämon wird bestraft. Von den höheren. Das ist genauso wie bei den Menschen. An den kleinen bleibt alles hängen. Der Stein war Vaanthuus Hochzeitsgeschenk an Merilla. Howard Rox war kein Mensch. Er war Vaanthuus Sohn!«

ENDE